

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.
Postcheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262
Postcheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148
Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Die Agrarpolitik drückt den Reallohn

Der sich jetzt allorts abspielende Kampf um den Brotpreis hat die denkbar größte wirtschaftspolitische Bedeutung. Denn er ist ein wichtiger Ausschnitt aus dem allgemeinen Kampf um das Volkseinkommen, der in den letzten Jahren in steigendem Maße zugunsten der Landwirtschaft und zuungunsten des Reallohns entschieden wurde. Wie sehr der Reallohn durch die in den letzten Jahren geführte Agrar- und Handelspolitik geschmälert wurde, wird leider nur selten gewürdigt. Nur wenige machen sich klar, um wieviel heute infolge der deutschen Agrar- und Handelspolitik die Lebenshaltungskosten in Deutschland höher sind als in andern Ländern. Die zugunsten des ostelbischen Grundbesitzes geführte Roggenpolitik hat schon vor dem Kriege zu schweren Komplikationen geführt. In den letzten Jahren hat sie eine wesentliche Verteuerung des deutschen Brotes zur Folge gehabt. Darüber hinaus bedingte die Roggenpolitik auch eine starke Belastung der Futtermittel, woraus sich ergibt, daß die Futtermittel verbrauchenden Bauern die betreffenden Erzeugnisse, darunter auch die Produkte der Milchwirtschaft, geschützt haben wollen. Wer einst dem hohen Roggenzoll zustimmte, kann sich nicht wundern, daß man jetzt den Zoll auf Butter, Fleisch und anderes erhöhen will.

Der Roggenzoll, der vor dem Kriege 5 M je Doppelzentner betrug, ist in der letzten Zeit auf 20 M erhöht worden. Somit hat Deutschland den höchsten Roggenzoll in der ganzen Welt. An zweiter Stelle steht Finnland mit 13 M. Dank diesem Roggenzoll und dank anderer Maßnahmen konnte der deutsche Roggenpreis 1930 ungefähr auf gleicher Höhe gehalten werden, während er auf dem Weltmarkt um 54 vH gefallen ist. Diese Verbilligung des Roggens ist dem deutschen Konsumenten nicht zugute gekommen, ja im Laufe des Jahres 1931 haben wir sogar eine Erhöhung von 15 auf fast 20 M erlebt.

Entsprechend liegen die Verhältnisse für Weizen. Auch hier hält Deutschland, das sich vor dem Kriege mit einem Zoll von 5,50 M begnügte, mit 25 M den Weltrekord. Es führt weit vor allen andern Ländern, denn die nächsthöchsten Sätze sind nur halb so hoch wie die deutschen. Auch hier beläuft sich der Zoll auf fast 300 vH des Weltmarktpreises. Für Weizen ist der Preis in Deutschland 1930 sogar ein wenig angestiegen, während er auf dem Weltmarkt um 48 vH gefallen ist. In Deutschland ist der Weizenpreis auch 1931 weiter gestiegen, und zwar von 24 M je Doppelzentner auf fast 30 M, während die Weltmarktnotierungen um 10 M herum schwanken.

Wie teuer heute durch die Zollpolitik das Leben in Deutschland ist, zeigen Vergleichszahlen, die kürzlich die Konsumgenossenschaftliche Rundschau über Preise in der Schweiz und in Deutschland veröffentlichte, wobei zu beachten ist, daß auch die Schweiz eine Zollpolitik zugunsten der Landwirtschaft betreibt und bisher als das Land der teuersten Lebensmittel galt. Nach dieser Ge-

genüberstellung kostet, jeweilig in Basel ein Kilogramm und in Pfennig, Weißbrot 32, in dem deutschen Lörrach aber 46, Weizenauszugsmehl in Basel 34, in Lörrach aber 60, Weizengries in Basel 34, in Lörrach 62, Graupen in Basel 34, in Lörrach 56, Zucker in Basel 27, in Lörrach 64. Diese Zahlen zeigen deutlicher als allgemeine volkswirtschaftliche Betrachtungen und Gesamtzahlen, wie der Einkaufskorb der deutschen Hausfrau durch die deutsche Zollpolitik belastet wird.

Selbstverständlich sind diese ungünstigen Rückwirkungen der deutschen Agrar- und Handelspolitik auf den Reallohn der Arbeiter stets klar gesehen worden. Man hat deswegen Schutzmaßnahmen zugunsten des Konsums in die Gesetze eingefügt. Man wollte eine Verteuerung der Lebenshaltungskosten verhindern, hat aber nicht genügend gewürdigt, daß in allen andern Ländern die Lebenshaltungskosten jetzt wesentlich fallen, durch die deutsche Politik aber dieser Preisfall für Getreide aufgefangen wird. Man müßte also eigentlich eine Senkung der Lebenshaltungskosten erzwingen, begnügt sich aber mit der Zusage der Verhinderung einer weiteren Steigerung. Doch auch diese bescheidenen Maßnahmen zum Schutze der deutschen Konsumenten und des Reallohns werden von der jetzigen Regierung nicht weiter beachtet.

Wenn die Regierung sich aber tatsächlich veranlaßt sehen sollte, den Weizenzoll zu ermäßigen, dann wird es die Landwirtschaft nicht an Gegenforderungen fehlen lassen. Sie hat eine Fülle von Wünschen auf Zollerhöhungen. Sie will vor allem den Butterzoll verdoppeln, die Zölle auf Vieh und Fleisch erhöhen (für Schweine von 27 auf 50 M, für frisches Fleisch durchweg um 60 vH). Ferner sollen die Zollbindungen für Eier, Obst, Wein und Gemüse, für Speck, Schmalz usw. beseitigt werden. Ob diese Zollwünsche der Landwirtschaft vollständig durchgedrückt werden, ist im Augenblick noch fraglich, aber es ist schon kennzeichnend, daß Bestrebungen dieser Art vorhanden sind.

Das Reichsernährungsministerium und im Hintergrunde der Reichslandbund eignen sich immer mehr Macht über die deutsche Wirtschaftspolitik an. Der Konsument soll völlig der Willkür der jetzigen Zollpolitik und Preistreiberi ausgesetzt werden. Die deutschen Arbeiter und Angestellten lesen und hören, wie billig die Verhältnisse in andern Ländern geworden sind. Sie selbst aber müssen sich eine Senkung ihres Realeinkommens durch eine einseitige Wirtschaftspolitik gefallen lassen. Die Höhe des deutschen Reallohnes wird in der Zukunft in der Hauptsache in den Regierungsstuben und in den Konferenzen der politischen Körperschaften entschieden. Die deutsche Arbeiterklasse ist nicht gewillt, ihr karges Einkommen durch eine überspannte Agrarpolitik noch mehr als bisher verkleinern zu lassen. Ein zielbewußter und tatkräftiger Abwehrkampf muß gegen eine derartige Politik geführt werden.

lichem Maße inländisches Kapital gebildet worden ist. Wozu braucht ihr dann das Ausland? Weil — und nun kommt die Hauptsache — weil das Ausland nur unter bestimmten Voraussetzungen Geld geben wird. Und die heißen:

„Geordnete öffentliche Finanzen, Sparsamkeit in der öffentlichen und privaten Wirtschaft und in der Lebenshaltung... Beruhigung unserer innerpolitischen Verhältnisse... Ablehnung aller einseitigen Interessenwirtschaft“ usw.

Unsere Leser kennen das kapitalistische Kauderwelsch gut genug, um sofort zu wissen, das alles sind nur Umschreibungen für das eine Wort: Lohnabbau, den die Arbeiter im Dienste „hoher und höchster Ideale“ ertragen sollen. Zumal vorher als Ursachen der Krise ausdrücklich genannt sind: „Preise, Selbstkosten der Wirtschaft, Zinsen und öffentliche Abgaben, zum Teil auch Löhne und Gehälter, alles wurde übersteigert.“

II.

Selbstverständlich wird das Ausland Kapital geben, wie bisher, wenn es glaubt, damit ein Geschäft machen zu können; andernfalls nicht. Doch setzen wir nun den Fall, es käme Geld genug vom Ausland, was soll damit geschehen?

Die Kommission schlägt vor, an erster Stelle Vermehrung der Kraftwirtschaft, Ausbau der Elektrizitäts- und Gaswerke, besonders Ausbau des Leitungsnetzes, gewisse Arbeiten für Straßenbau, Kanalbau, Landwirtschaft usw. Machen wir uns das an einem bestimmten Beispiel klar. Es ist zum Beispiel irgendwo ein neues Kraftwerk nötig oder der Ausbau eines Leitungsnetzes. Weshalb geschieht das nicht jetzt, sofort, ohne weiteres? Kapital ist ja da, das hat uns die Kommission selbst gesagt. Also warum geht das Kapital nicht an die Aufgabe? Entweder wollen die Unternehmer nicht, weil sie sich nicht genug Profit davon versprechen, oder die Geldgeber, die Banken wollen nicht aus demselben Grunde. Ungenügende „Rentabilität“, das geben ja die Kapitalisten selbst als Grund der Stockung an. Und wird daran irgend etwas geändert, wenn das Kapital aus dem Auslande kommt statt aus dem Inlande? Offenbar nicht. Auch das ausländische Kapital bedankt sich für jeglichen Ausbau, wenn es dabei nicht so viel Profit machen kann, wie es für „angemessen“ erachtet. Wie aber kann der Profit vermehrt werden? Da sind wir wieder bei der alten Leier angelangt: einzig und allein durch Lohnabbau. Hier und hier allein sitzt der Hase im Pfeffer. Dies aber will die Brauns-Kommission nicht eingestehen. Deshalb bleibt ihr nichts übrig, als sich auf den Lohnabbau zu versteifen. Und daß sie das tut, lehrt unter anderm auch ihr Vorschlag der Arbeitsdienstpflicht, des „freiwilligen Arbeitsdienstes“. Und was führt sie zu seiner Empfehlung an? Es sollen sich „kleine Gruppen zu Arbeitsgemeinschaften zusammenschließen, die aus idealen Gesichtspunkten (!) bereit sind, ein Arbeitsleben unter ungewohnten und primitiven Bedingungen zu führen.“

Das ist doch wohl deutlich genug, zumal es weiterhin ausdrücklich heißt: „Zwang zur Leistung von Arbeit ohne Entlohnung.“

Es kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Das Gutachten spricht selbst von einer starken Zunahme der Produktion in Deutschland bis zum Vorabend der Krise. Wovon es nicht spricht, das ist die gleichzeitige starke Zunahme der Arbeitslosigkeit. Wenige Zahlen genügen, um das zu veranschaulichen. Es betrug die:

	Höhe der Produktion (Index, 1928 = 100)	Zahl der Arbeitslosen
April 1924	76	745 000
April 1929	108,4	1 711 700
März 1931	71,1	4 743 900

Sinnfällig ist damit bewiesen, daß die Menge der Produktion nicht entscheidet über die Menge der Arbeitslosen. Heute ist die Produktion nur wenig geringer als 1924 und es gibt fast siebenmal soviel Arbeitslose; 1929 war die Produktion fast um die Hälfte größer als 1924, und dennoch war auch die Arbeitslosigkeit viel größer.

Also hat die Brauns-Kommission von vornherein die Frage falsch gestellt. Arbeitsbeschaffung an sich allein kann die Arbeitslosigkeit überhaupt nicht beseitigen. Die Frage, die der Lösung harret, lautet vielmehr: Warum gibt es so viel Arbeitslose, auch wenn die Produktion wächst? Und warum gibt es heute so viel Arbeitslose, trotzdem — das Gutachten sagt es selbst — reichlich Kapital gebildet worden ist? Diese Frage hat sich die Kommission überhaupt nicht gestellt. Wohlweislich nicht. Denn auf diesem Wege käme sie zur

Arbeitsbeschaffung der Brauns-Kommission

I.

Es wird keinen unserer Leser überraschen, wenn wir gleich von vornherein zusammenfassen: alle Maßnahmen, welche die Brauns-Kommission in ihrem soeben erschienenen zweiten Gutachten zur „Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“ vorschlägt, laufen auf Lohnabbau hinaus, obgleich in dem Gutachten kein Wort von Lohnabbau steht. Wenigstens kein offenes und gerades.

Was steht darin? Es beginnt mit einem „grundlegenden“ Teil, der zuerst das unendlich oft gehörte Gerede über die allgemeine Weltkrise noch einmal vorträgt, um dann auf die „besonderen Eigentümlichkeiten der deutschen Krise“ zu kommen. Hier nun enthält das Gutachten ein merkwürdiges und wichtiges Eingeständnis, das wir sonst noch nirgends in der bürgerlichen Welt gefunden haben. Es heißt da, der mit Hilfe ausländischen Kapitals erfolgte Aufschwung der deutschen Wirtschaft in den Rationalisierungsjahren sei eine „Scheinblüte“ gewesen, und als der Kapitalzufluß vom Ausland versiegte, „reichte der Rückhalt an eigenem Kapital und Reserven trotz erheblicher inländischer Kapitalbildung nicht aus“.

Ja, so steht wirklich da: trotz erheblicher inländischer Kapitalbildung. Vermutlich hatte die Brauns-Kommission, als sie das schrieb, schon die neue Untersuchung des Instituts für Konjunkturforschung gelesen, mit dem Nachweis, daß von 1924 bis 1928 mindestens 50 Milliarden M neues Kapital gebildet worden sind. Daran kann man eben nicht vorübergehen. Warum denn aber reichte das in so „erheblichem“ Maße gebildete inländische Kapital nicht? Weil, sagt die Kommission, „vielfach Aufblähungen des Produktionsapparats und Kapitalfehlleitungen erfolgten“. Wir wollen das mal gelten lassen. Und wie will die Kommission dem abhelfen? Durch — neues Pumpen im Ausland. Leider findet man in dem ganzen Gutachten auch nicht

ein Sterbenswörtchen darüber, wie denn — falls neues Kapital vom Ausland kommt — diesmal die „Aufblähungen“ und „Fehlleitungen“ vermieden werden sollen. So, wie es dasteht, heißt das nur: etwas, das man als Fehler bezeichnet, wiederholen. Lohnt es sich, darum eine Kommission von weisen Männern Monate lang zu bemühen? Ob nicht am Ende doch der Simplizismus recht hatte, als er schrieb: Hätte man statt dessen 10 oder 20 Arbeitslose an den grünen Tisch gesetzt, sei es auch mit geringeren Tagegeldern, dann wäre wenigstens bei der Beratungszeit die Arbeitslosigkeit um diese 10 bis 20 Mann vermindert gewesen?

Freilich, so plump steht das nicht da. Vielmehr etwa folgendermaßen: Die Produktivkräfte liegen brach; um sie in Bewegung zu setzen, sind neue Kapitalanlagen nötig; früher geschah das durch den privaten Unternehmungsgest; der traut sich aber heute nicht ran. Warum nicht? „Die Hemmungen, die heute auf diesem Gebiet liegen, sind zu bekannt, als daß sie an dieser Stelle geschildert werden müßten. Gut. Was sind das aber für „Hemmungen“, die dem privaten Unternehmungsgest im Wege stehen? Aber weiter. Weil sich der Privatunternehmer nicht herantraut, muß man ihm zu Hilfe kommen „durch eine Kapitalwerbung auf Grund öffentlichen Kredits“. Dabei „kommt in erster Linie die Erleichterung der Kapitalbeschaffung und die Senkung des Zinsfußes in Frage“. Das heißt auf gut deutsch: öffentliche Stellen, also wohl das Reich, sollen den Pump aufnehmen und dann zu einem billigen Zins dem Privatunternehmer zur Verfügung stellen. Der Zinsunterschied bleibt dann vermutlich am Reich hängen, wie das für die Großkapitalisten schon so oft geschieht.

Und nun: „Weil zur Zeit in Deutschland die Aufnahme von Kapital in ausreichendem Umfang nicht möglich ist“, soll man sich ans Ausland wenden. Ja, ihr habt doch eben gesagt, daß in Deutschland in erheb-

Aus dem Inhalt

Die Agrarpolitik drückt den Reallohn — Arbeitsbeschaffung der Brauns-Kommission	161
Mix & Genest im Krisenjahr — Schwerindustrielles Herrentum	162
Schiffbautechnische Fortschritte — Das schwimmende Kraftwerk — Das Abfräsen der Rohkanten für Dichtungszwecke	163
Das Krematorium — Das Leben der Marie Schameit	164
Das Blut des Bleikönigs	165
Die KPD entdeckt Geheimnisse beim DMV — Vom Vorstand Sowjetrussische Betriebszustände — Die Lohnabbauwelle in Frankreich — Wir waren beim „Erbeind“	166
Ringen um die Sozialversicherung — Schriftenschau	168

richtigen, zur sozialistischen Lösung. Die Antwort lautet nämlich: weil mit wachsender Produktion auch die Produktivkraft wächst und weil infolgedessen auch für die wachsende Produktion immer weniger Arbeiter nötig sind. Dies, was an sich ein Segen für die Menschheit sein müßte, wird unter der Kapitalherrschaft zum Fluch, weil das Kapital Profit machen muß und deshalb nicht imstande ist, die Freigesetzten zu anderer nützlicher Arbeit zu verwenden. Das ist der wahre Grund, weshalb es immer wieder auf den Lohnabbau zurückkommt, der indessen weder die Arbeitslosigkeit mildern noch auch die kapitalistische Wirtschaft vor dem Zusammenbruch retten kann.

Schwerindustrielles Herrentum

Das Arbeitsgericht Dresden hat am 21. Oktober 1930 ein recht vernünftiges Urteil gefällt, dessen wesentlichste Entscheidungsgründe lauten:

„Es ist gerichtsbekannt, daß die wirtschaftliche Lage besonders der Arbeitnehmer heute außerordentlich schwierig ist und eine große Anzahl arbeitsloser Arbeitnehmer auf Arbeit wartet. Die hohen Ziffern der arbeitslos gemeldeten Arbeitnehmer rühren nicht nur daher, daß die Wirtschaft wegen der verringerten Aufnahmefähigkeit der Produkte zu Stilllegungen hat übergehen müssen. Sie rührt vielmehr teilweise auch daher, daß der Arbeitnehmer durch die in den letzten Jahren weitestgehend durchgeführte Rationalisierung in den Produktionsbetrieben, besonders durch die weitgehende Einschaltung von Maschinen und die damit verbundene Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft überflüssig geworden ist, so daß eine Anzahl Arbeitnehmer des großen Arbeitslosenheeres bestimmt auch bei gutgehender Wirtschaft keine Arbeit finden wird. Eine Beschäftigung ist demzufolge — auch nach Auffassung weiter Wirtschaftskreise — nur möglich, wenn die Arbeitszeit der im Betriebe noch befindlichen Arbeitnehmer entsprechend herabgesetzt wird. Diese Forderung ist gerade bei der heutigen Wirtschaftslage dann zu erheben, wenn von den noch im Betriebe befindlichen Arbeitnehmern einzelne entlassen werden sollen, vorausgesetzt, daß der Betrieb in der Lage ist, die Verkürzung der Arbeitszeit der einzelnen Arbeitnehmer zugunsten derjenigen, die wegen Auftragsmangel bei voller Arbeitszeit entlassen werden müßten, durchzuführen. Dies kann bei Transportbetrieben, wie der beklagten Firma, ohne weiteres angenommen werden, so daß unter den heute gegebenen Verhältnissen die Entlassung von Arbeitnehmern dann, wenn im übrigen die zurückgebliebenen unter der gesetzlich höchstzulässigen Arbeitszeit weiterbeschäftigt werden, eine unbillige Härte im Sinne von § 84 Abs. 1 Ziff. 4 BRG darstellt.“

Dieses, den Zeitverhältnissen Rechnung tragende Urteil hat die lodende Empörung der Unternehmer herausgefordert. Mit dem schwersten Geschütz geht der schwerindustrielle Syndikus, Rechtsanwalt Dr. Mansfeld, Essen, dagegen an. Er schreibt, daß „die Eventualerwägungen des Arbeitsgerichts, die an sich schon überflüssig waren, zurückgewiesen werden. Sie überschreiten bei weitem das Maß der dem Richter eingeräumten Freiheit und sind lediglich als eine tendenziöse sozial- und wirtschaftspolitische Attacke zu werten, die aus einem Urteil auf alle Fälle fortzubleiben hat.“ An einer anderen Stelle wütet der Herr: „Geradezu unverständlich ist es, wie ein Gericht es unternehmen kann, sich als Schrittmacher für Bestrebungen aufzuwerfen, die nicht Gemeingut aller beteiligten Kreise sind, und von denen es selbst ausführt, daß sie nur der Auffassung ‚weiter Wirtschaftskreise‘ entsprechen, wobei dahingestellt bleiben kann, woher sich das Arbeitsgericht diese eigenartigen Kenntnisse verschafft hat.“

Daß ein Arbeitsgericht es wagen kann, aus höheren sozialen und staatspolitischen Erwägungen sich auf eine mehr und mehr durchsetzende sozialpolitische Notwendigkeit zu berufen, ist dem schwerindustriellen Anwalt so auf die Nerven gegangen, daß er schließlich bezaudert schreibt:

„Der Arbeitgeber ist und bleibt der Herr seines Betriebes. Er trägt die Verantwortung für ihn, und ihm muß daher überlassen bleiben, wie er ihn zweckmäßig gestaltet, ob er ihn mit oder ohne Arbeitszeitverkürzung fortführt.“

Schwerindustrielles Herrentum in Reinkultur! Der schnoddrige und hochfahrende Ton des schwerindustriellen Syndikus ist ein untrügliches Barometer, was für eine Lippe diese Herrschaften sich heute wieder erlauben. Würden die Arbeiter in dieser Tonart Arbeitsgerichtsursprüche abkanzeln, der Troß der Unternehmer und die ihnen gefügige Presse würde Zeter und Mordio schreien. Für sich selbst nehmen sie dieses Recht, wie das Beispiel zeigt, ohne weiteres in Anspruch.

Belegung der deutschen Autoindustrie

Die deutsche Autoindustrie ist in der Lage, über eine Besserung berichten zu können. Der Auftragsgang hat sich bedeutend erhöht. Einzelne Werke sind gut beschäftigt. Bei Opel konnte die Belegschaft bedeutend vermehrt werden, außerdem wird in mehreren Schichten gearbeitet. In zehn Tagen wurden im Durchschnitt täglich 263 kleine Opel-Wagen verkauft. Bei Hano mag ist eine Umsatzverdoppelung gegenüber dem Vorjahr zu verzeichnen. Der Lagerbestand ist ziemlich geräumt, weshalb die Produktion gegenüber dem ursprünglichen vorgesehenen Programm bedeutend erhöht und 300 Arbeiter neu eingestellt wurden. Es wird für die nächsten Monate mit einer vollen Beschäftigung gerechnet. Bei den Wanderer-Werken war der Auftragsgang im März um 45 vH höher als im gleichen Monat 1930. Auch die Wanderer-Werke rechnen in den kommenden Monaten mit einer vollen Beschäftigung. Bei Adler konnten die Lagerbestände wesentlich ermäßigt werden. Der Finanzstand hat sich im Geschäftsjahr 1930 um 6 1/2 Millionen Mark gebessert. Die Adler-Werke konnten ihre Belegschaft ebenfalls verstärken.

Durchschnittliche Arbeitszeit 43,8 Stunden

Das Konjunkturstatistik hat Berechnungen über die durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit der Beschäftigten in wichtigen Industriezweigen angestellt. Das Institut stützte sich dabei auf die Angaben der Gewerkschaften über Vollbeschäftigung und Kurzarbeit. Die Berechnung kann keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit erheben, gibt aber einen Überblick über die Veränderungen der Arbeitszeit.

Im März 1931 betrug die Arbeitszeit der Beschäftigten im gewogenen Durchschnitt 43,8 Stunden. Die längste Arbeitszeit oder die geringste Kurzarbeit hat das Buchdruckgewerbe, und deshalb eine Wochenarbeitszeit von 47,1 Stunden; es folgte das Nahrungsmittelgewerbe mit 46,1, die Baustoffindustrie mit 45,7 usw. Die kürzeste Arbeitszeit hat die Papierwareindustrie mit 40,2 Wochenarbeitsstunden zu verzeichnen. Es folgt die Porzellanindustrie mit 41,1, die Schallindustrie mit 41,3, die Textilindustrie mit 41,4, die Metallindustrie mit 42,6 usw. Gegenüber dem Monat März 1930 ist ein Rückgang der durchschnittlichen Wochenarbeitszeit um 1,8 Stunden, das heißt von 45,6 auf 43,8 Stunden zu verzeichnen. Vom Monat Januar bis März 1931 hat eine Verlängerung der Arbeitszeit um 0,7 Stunden stattgefunden. Diese durch Kurzarbeit herbeigeführte Verlängerung der durchschnittlichen Arbeitszeit ist nicht mit einer planmäßigen Verkürzung zu vergleichen, die sich auf alle Industriezweige erstreckt. Denn nur durch eine solche kann eine Entlastung des Arbeitsmarktes erreicht werden.

Mix & Genest im Krisenjahr

Die natürliche Grenze der Rationalisierung / Von Julius Fries

Die zum Konzern der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, genauer der von dieser vor zwei Jahren ins Leben gerufenen internationalen Standard Elektrizitäts-Gesellschaft gehörende Mix & Genest AG, Berlin, erkennt in ihrem soeben veröffentlichten Geschäftsbericht wenigstens an, daß es eine natürliche Grenze für die von den deutschen Unternehmern beliebte „Rationalisierung“ gibt, die bekanntlich nur in Maßnahmen zu Lasten der Arbeiterschaft besteht. Die Belegschaft kam bei Mix & Genest im Jahre 1927 auf den Höchststand von 3800 Köpfen, seitdem ist sie aber ständig verringert worden. Heute dürfte die Zahl der Werksangehörigen kaum 3000 erreichen. Der Bericht schweigt sich über die gegenwärtige Höhe der Belegschaft wohlweislich aus, betont aber, daß die Belegschaft der Werkstätten verringert werden „mußte“, daß Kopfhalt und Einkünfte der Angestellten ermäßigt und eine Reihe sonstiger einschneidender Sparmaßnahmen durchgeführt wurde. „Alle diese Maßnahmen aber“, so heißt es wörtlich im Geschäftsbericht, „finden ihre natürliche Grenze in der Notwendigkeit, die Wettbewerbsfähigkeit unseres Unternehmens aufrechtzuerhalten.“ Ob diese Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist?

Immerhin hat sich nach den Ausführungen des Jahresberichts die Einführung verbilligender Fabrikationsmethoden bewährt, obgleich sich diese „Verbesserungen“ im diesjährigen Ertragnis noch nicht auswirken konnten, weil gleichzeitig die Bestellungen zurückgingen und hierdurch das einzelne Produkt in steigendem Maße mit Unkosten belastet wurde. Die Summe der ausgehenden Warenrechnungen ist nach eigener Angabe der Verwaltung um rund 10 vH gesunken, das würde, da bekannt ist, daß der vorjährige Umsatz 23 Millionen M betragen hat, einen wertmäßigen Umsatz von 20,3 Millionen M bedeuten; der mengenmäßige Umsatz dürfte unter Berücksichtigung der Preisveränderungen in der Schwachstromindustrie kaum geringer gewesen sein als im Vorjahre. Dabei war der Umsatz des Jahres 1929 der höchste seit Bestehen der Gesellschaft; 1913 erreichte der Umsatz noch nicht einmal ganze 11 Millionen M.

Der Geschäftsgewinn, der als einziger Posten auf der Einnahmeseite der Gewinn- und Verlustrechnung ausgewiesen wird, hat 4,3 Millionen M betragen. Das ist immer noch mehr als vor zwei Jahren und rund 800000 M weniger als im Vorjahre. In diesem Geschäftsgewinn sind rund 45 000 M Gewinne aus Beteiligungen enthalten. Die Handlungskosten, die zusammen mit den Steuern und Soziallasten ausgewiesen werden, sanken von 3,35 auf 3,8 Millionen M. Aus durchsichtigen Gründen werden die Lohnausgaben wieder nicht besonders ausgewiesen, um die Ersparnisse nicht in die Erscheinung treten zu lassen. Die Abschreibungen wurden von 340 000 M auf 170 000 M verringert. Bemerkenswert ist, daß nach ergänzender Angabe im Geschäftsbericht die Steuerleistung der Hauptniederlassung und der deutschen Niederlassungen 1,05 Millionen M betragen hat. Man vergleiche damit die obengenannte Umsatzhöhe von 20,3 Millionen M.

Es bleibt schließlich ein Reingewinn von 1,05 Millionen M übrig, der um 362 000 M geringer ist als im Vorjahre. Die Dividende, die in den letzten beiden Jahren je 8 vH betrug und vor zwei Jahren, als nach der damaligen Kapitalerhöhung ein Teil der Aktien nur zur Hälfte dividendenberechtigt war, 1,02 Millionen M erforderte, wurde auf 6 vH ermäßigt, wofür bei einem Aktienkapital von 16 Millionen M diesmal 960 000 M erforderlich sind. Die 185 000 M Vorzugsaktien erhalten außerdem ihre verbürgten 6 vH Dividende. Der Reservefonds wird weiter um rund 54 000 M erhöht. Der Aufsichtsrat mußte sich diesmal seine Bezüge — wenigstens

die offen ausgewiesenen — beschneiden lassen. Diesmal teilt sich der achtköpfige Aufsichtsrat in 33 000 M, während im Vorjahre 57 000 M verteilt wurden.

Alle diese Umstände zeigen deutlich, daß die Dividendenherabsetzung, die Beschneidung der Aufsichtsratsbezüge usw. wieder einmal nur als Demonstration zu werten sind. Über Zweck und Ziel dieser Demonstration belehrt uns deutlich der Geschäftsbericht, w unter anderem ausgeführt wird, daß Bestell- und Umsatzmengen der Reichspostaufträge hinter dem Vorjahr stark zurückbleiben und daß der Reichspost erhebliche Preisnachlässe gewährt werden mußten. Im laufenden Jahr haben sich diese Verhältnisse infolge neuer Nachlieferungen der Reichspost bei weiter verringerten Bestellungen noch verschärft. Hier merkt man deutlich die hartnäckige Sträuben gegen einen wirklichen Preisabbau und das bei einer Industrie, deren Preise noch einer kräftigen Abbau vertragen.

Die Gesellschaft, die in der Hauptsache elektrische Fernsprengeräte aller Art, ganze Fernsprechanlagen, automatische Fernsprechanlagen, Schiffs- und Bergwerks-Signaleinrichtungen, Rohr- und Seilpostanlagen, Rundfunkapparate, Leitungs- und Installationsmaterial usw. herstellt, klagt in ihrem Bericht weiter über ungesunden Wettbewerbsverhältnisse. Dennoch hat sich das Telefonmietgeschäft, die Vermietung von Nebenanschlüssen für Großbetriebe, erheblich ausgedehnt. Diese Mietforderungen sind in der diesjährigen Bilanz mit rund 15 Millionen M gegen 13,9 Millionen M im Vorjahre ausgewiesen. Über den Anteil des Auslandsumsatzes an Gesamtumsatz finden sich im Geschäftsbericht keine Angaben. Wir erfahren nur, daß die Abteilung Rohrpost und Förderanlagen eine Reihe großer Auslandsbestellungen hereinholen konnte, so aus Frankreich einen Auftrag zum Ausbau der Pariser Stadtröhre und aus der Schweiz einen Auftrag zur Erweiterung der Züricher Stadtröhrepostanlage.

In das neue Jahr ist die Gesellschaft trotz aller Klagen mit einem Auftragsbestand von ungefähr gleicher Höhe wie im Vorjahre eingetreten. Die Vorräte, die vor zwei Jahren in einer Summe mit 6,35 Millionen M ausgewiesen wurden, werden seit dem vorigen Jahre in Rohmaterialien, Halb- und Fertigfabrikate gegliedert und sind wohl in der Hauptsache infolge von Preisveränderungen diesmal nur mit zusammen 4,36 gegen 5,05 Millionen M im Vorjahre bewertet. Sämtliche Maschinen, Werkzeuge usw. sind wieder wie seit Jahren auf 1 M abgeschrieben. Die Außenstände haben sich von 7,2 auf 5,4 Millionen M verringert, wobei sich das Bankguthaben um den gleichen Betrag verringerte, um den sich das Guthaben bei nahe stehenden Gesellschaften vermehrte. Der Posten „Sonstige Außenstände“, an dem die eigentliche Summe aller ausstehenden Rechnungsbeträge abzulesen wäre, hat sich von 5,12 auf 3,54 Millionen M verringert; was einer Senkung um fast ein Drittel entspricht, also bedeutend mehr ausmacht, als der von der Verwaltung angegebene Umsatzrückgang um 10 vH. Irgendwelche Erläuterungen hierüber suchen wir im Geschäftsbericht vergeblich.

Die Beteiligungen stehen unverändert mit 578 000 M zu Buch. Auf der Schuldenseite der Bilanz sind keine nennenswerten Veränderungen zu verzeichnen, Bankschulden und Guthaben nahestehender Gesellschaften hielten sich auf vorjähriger Höhe, die Lieferantenforderungen verringerten sich von 3,76 auf 2,47 Millionen M. Alles in allem zeigt auch dieser Abschluß eines der führenden Unternehmungen der deutschen Elektrizitätsindustrie, daß gerade diese Industrie von der Wirtschaftskrise nur in geringem Ausmaße betroffen ist. Um so verwerflicher der rücksichtslose Abbau der Belegschaft und die Lohnkürzungen.



„Rauhe Kämpfer“

Die Nationalsozialisten wollen bekanntlich Deutschland sittlich erneuern. Sie sehen ganz danach aus. Wer daran zweifelt, betrachte sich die folgenden ihrer Führer:

Ein hitlertreuer SA-Führer ist, wie im Vorwärts vom 28. April zu lesen ist, Herr Heinrich Rehrmann in Bernau bei Berlin. Er kommandiert die Standarte VI der NSDAP in Bernau, den Sturm 36 und den Trupp Bernau. Aus seiner Vergangenheit ist folgendes von Interesse: Rehrmann wurde bestraft am

- 14. 11. 1912 von der Strafkammer Elberfeld zwei Monate Gefängnis wegen Diebstahls in zwei Fällen;
- 5. 10. 1921 vom Schöffengericht Berlin-Tempelhof ein Jahr und eine Woche Gefängnis und fünf Jahre Ehrverlust wegen Diebstahls im Rückfall;
- 8. 11. 1922 vom Schöffengericht Schwerin zwei Jahre Zuchthaus wegen schweren Diebstahls im Rückfall.

Adjutant und Kassenführer der Schutzstaffel München ist Herr Georg Aumeier (München, Sebastianplatz 8). An ihm interessiert uns, daß er folgende Strafen erhalten hat:

- 31. 3. 1921 vom Volksgericht Amberg drei Monate Gefängnis wegen schweren Diebstahls;
- 17. 6. 1921 vom Schöffengericht Amberg unter Einbeziehung der vorstehenden Strafe drei Monate 14 Tage Gefängnis wegen Diebstahls.

Adjutant des Gausturms Staffurt ist Herr Karl Reichmann (Staffurt, Wilhelmstraße 1). Aus seinem Vorleben ist für uns wichtig, daß er folgende Strafen erhalten hat:

- 12. 7. 1921 vom Schöffengericht Staffurt fünf Monate Gefängnis wegen schweren Diebstahls in drei Fällen;
- 30. 6. 1922 vom Schöffengericht Bernburg zwei Wochen Gefängnis wegen Begünstigungen;
- 11. 11. 1929 vom Schöffengericht Staffurt zwei Wochen Gefängnis wegen Diebstahls.

Im Lande Mecklenburg-Strelitz stellten die Nationalsozialisten in letzter Zeit den Wanderredner Körner als besonders zukunftsigen Paradediener heraus. Körner ist Regierungssekretär an der Landesversicherungsanstalt Mecklenburg. Als Beamter einer republikanischen Staatsbehörde eignete er sich nach Ansicht der Nazis sicherlich zur Propagierung des „Dritten Reichs“ besonders gut. Da Körner im Ländchen Strelitz die „Kanone der Nazis“ war, wurden alle Versammlungen, in der „Pg

Körner“ sprechen sollte, groß angekündigt. So hatten seine Freunde auch in Dahlen bei Friedland für ihn die Reklametrommel gerührt. Die Kanone Körner aber blieb aus und die Nazis mußten die Versammlungsbesucher nach Hause schicken. Der Naziredner war verhindert. Seine Rede gegen Republik, Marxismus und Korruption konnte er diesmal nicht vom Stapel lassen.

Warum Körner in der Versammlung in Dahlen nicht sprechen konnte, wurde bald darauf bekannt. Körner war wegen Unterschlagung von 3000 M Versicherungsbeiträgen aus seinem Amt entlassen und der Staatsanwalt mußte ermitteln.

Körner liefert durch seine Handlungsweise einen neuen Beweis dafür, daß die Nazis am wenigsten dazu berufen sind, für Sauberkeit und Ehrlichkeit in Wirtschaft und Politik einzutreten.

Die Fluchtgelder in der Schweiz

Die Kapitalflucht trieb gewaltiges Kapital nach der kapitalreichen Schweiz, deren Wirtschaft dieses Geld nicht bedarf. Ein erheblicher Teil wurde von den Banken, bei welchen die fremden Kapitalien zu sehr niedrigen Zinsen angelegt wurden, dem kreditSuchenden Ausland wieder zur Verfügung gestellt. Die Kapitalausfuhr der Schweiz erhöhte sich daher von 92 Millionen M im Jahre 1929 auf über 300 Millionen im Jahre 1930. Im übrigen waren die Nutznießer der Kapitalflucht Bund, Kantone, Gemeinden der Schweiz, außerdem schweizerische Bank- und Industrieunternehmen in ihrer Eigenschaft als Anleihschuldner. Die Kapitalflucht ermöglichte es, die höher verzinslichen Anleihen dieser Schuldner in niedriger verzinsliche umzuwandeln (Konversion). Dadurch konnte die Zinslast sowohl der öffentlichen Hand wie der verschuldeten Unternehmen sehr erheblich vermindert werden. So konnten der Bund Konversionsanleihen in der Höhe von 200 Millionen Mark auf den Markt bringen. Die Fluchtkapitalien wurden außer als Einlagen bei den Schweizer Banken auch für den Ankauf von Staatspapieren verwendet, deren Kurse durch diese Käufe außerordentlich stark anstiegen. Im Jahre 1930 erhöhte sich die Indexzahl der Kurse für Staatspapiere von 169 auf 198. Außerdem fand das Fluchtkapital in Wohnhäusern Anlage. In einer Anzahl Schweizer Städten wurden große Wohnhäuser mit Geschäftsräumen vom Auslandskapital erworben. Diese Käufe haben den Verkehrswert der Häuser schnell in die Höhe getrieben, so daß die Schweizer Hausbesitzer auf Kosten des Auslandes erhebliche Sondergewinne erzielten.



Schiffbautechnische Fortschritte

Von Ing. Ernst Trebesius

Als vor einigen Jahren Flettner mit seinem Rotor-schiff und Börner mit seinem Versuchsboot „Forelle“ auf dem Plan erschienen, da wurden beide Erfindungen häufig genug als umwälzende Neuerungen auf dem Gebiete des Schiffsantriebes hingestellt. Inzwischen hat sich freilich herausgestellt, daß es mit der Umwälzung wieder mal nichts war, und daß die Schiffe nach wie vor nach altbewährten Grundsätzen gebaut werden und in gewohnter Weise und Schnelligkeit die Weltmeere kreuzen. Womit natürlich durchaus nicht gesagt sein soll, daß die Schiffbautechnik auf ihren Lorbeeren ausruht und keine Neuerungen mehr hervorbringt. Der harte Konkurrenzkampf im Reedereigeschäft nötigt die Schiffbauer sogar mit eisernem Zwange zu stetem Fortschritt, da die Reeder die wenigen Neubaufträge, die sie gegenwärtig zu vergeben haben, nur ganz modern geleiteten Schiffswerften anvertrauen, und für ihre aufgewendeten Millionen Schiffe mit einem Höchstmaß an Wirtschaftlichkeit erwarten.

Die Zeiten der wirklich umwälzenden Neuerungen im Schiffbau dürften für immer vorbei sein. Der größte schiffbautechnische Fortschritt aller Zeiten war vor rund einem Jahrhundert die Einführung der Dampfkraft an Stelle der Windkraft, da sie den Schiffer unabhängig von der Richtung und Stärke des Windes machte. Eine Vervollkommnung des Dampftriebes stellte dann die Einführung der Schraube an Stelle des ungeschlachten Schaufelrades dar. Und als weitere wichtige Fortschritte sind schließlich noch die Einführung des Eisens im Schiffbau und der Bau großer Schiffsfahrkanäle zu verzeichnen. Die Schraube hatte eine bessere Ausnutzung der Dampfkraft im Gefolge, das Eisen führte zu einer Steigerung der Schiffsfestigkeit und damit zum Bau immer größerer und schnellerer Schiffe, und der Bau der Kanäle kürzte die Schiffsfahrwege selbst sehr bedeutend ab. Gemeinsam ermöglichten alle diese Fortschritte eine Verkürzung der Seereisen um ein Vielfaches der vor einem Jahrhundert üblichen Dauer.

Da die Wirtschaftlichkeit des Reedereigeschäftes sehr wesentlich von der Geschwindigkeit der Schiffe bedingt wird (schnellere Schiffe können mehr Überfahrten in einem Jahre machen), so ist das Streben der Schiffsmaschinenbauer zurzeit vor allem darauf gerichtet, den Wirkungsgrad des gesamten Schiffsantriebes zu steigern, damit höhere Geschwindigkeiten ohne größeren Brennstoffverbrauch oder gleiche Geschwindigkeiten mit geringerem Brennstoffverbrauch erzielt werden. Denn nur dann, wenn eine Geschwindigkeitssteigerung ohne den Nachteil höherer Brennstoffkosten erkaufte werden kann, hat die höhere Geschwindigkeit einen wirtschaftlichen Sinn für den einzelnen Reeder. Aus diesem Grunde ist das Hauptaugenmerk aller Schiffsfahrkreise auf die Verbesserung der Schiffsmaschinen gerichtet. Und auf diesem Gebiet liegen die meisten der in letzter Zeit erzielten Fortschritte.

Die alte gute Dampfmaschine, der man angesichts der wirtschaftlicheren Arbeitsweise des Dieselmotors schon vor einem Jahrzehnt und noch früher ein baldiges Ende voraussagte, pfliff durchaus noch nicht auf dem letzten Loch. Durch verschiedene technische Neuerungen gelang es den Dampfmaschinenbauern bisher immer wieder, ihr neuen Lebensodem einzublasen. Hochdruckdampf und Kohlenstaubfeuerung hielten auch in der Schiffsfahrt Einzug und haben sich bisher durchaus bewährt. Auf dem Dampfer Uckermark wurde sogar die Gipfelleistung der Hochdruckdampftechnik, der Bensonkessel, eingebaut. Er unterscheidet sich dadurch grundsätzlich von allen sonstigen Hochdruckdampfkesseln, daß bei ihm kein eigentlicher Dampfkessel erforderlich ist. Das Speisewasser wird mit etwa 230 Atm. Druck lediglich in ein Rohrbündel, das von Flammen umspült wird, eingedrückt, und verwandelt sich auf dem Wege durch die Rohre in hochgespannten Dampf. Der Druck des Dampfes muß vor seiner Verwendung in den Turbinen allerdings noch stark vermindert werden.

Außer dem Bensonkessel haben auch der Loeffler-Kessel und der Schmidt-Kessel Anwendung im Schiffsbetrieb gefunden. Sie arbeiten mit indirekter Beheizung, da die Kesselfeuer lediglich ein Rohrbündel heizen. Der hochüberhitzte Dampf aus dem Rohrbündel gibt seine Überhitzungswärme an das Wasser im Kessel ab, das hierdurch zum Verdampfen gebracht wird. Diese Anlagen arbeiten mit Spannungen von 65 bis 130 Atmosphären. Während es auf diese Weise gelungen ist, den Dampf wirtschaftlicher zu erzeugen, haben auch die Versuche, den erzeugten Dampf ebenfalls wirtschaftlicher zu verwerten, sehr gute Erfolge gehabt. Dies gelang durch die Verwendung von Abdampfturbinen in Verbindung mit Kolbendampfmaschinen nach dem System von Bauer-Wach. Bisher sind schon eine sehr große Anzahl Schiffe nach diesem System neu- oder umgebaut worden.

Auf rein schiffbaulichem Gebiet verdient besondere Erwähnung ein in Bau befindliches italienisches Fahrgastschiff von 45 000 Bruttotonnen, das zur Verminderung der Rollbewegungen mit drei Schlingerkreisen von je 100 Tonnen Gewicht ausgerüstet werden soll. Jeder der drei Kreise soll durch einen Motor von 560 PS angetrieben und durch einen Hilfskreis von 25 kg gesteuert werden. Man hofft mit den drei Kreisen die Rollbewegung des Schiffes auf 5 Grad begrenzen zu können.

Die größten Schiffsschrauben der Welt wurden vor einiger Zeit für den Dampfer Empress of Japan der Canadian Pacific Co. aus Bronze gegossen. Jede der beiden Schrauben hat eine Leistung von ungefähr 15 000 PS zu übertragen. Für den Guß jeder Schraube

wurden 35 Tonnen Bronze benötigt. Die fertigen Schrauben haben 6 Meter Durchmesser und wiegen jede nach der Bearbeitung immer noch 20 Tonnen. Sie sind größer als die der Mauretania und Majestic, die nur 5,10 und 5 Meter Durchmesser haben und bearbeitet nur 18,5 und 15,5 Tonnen wiegen.

Ein neues drahtloses Gerät, das Auto-Alarm-Gerät, ermöglicht den selbsttätigen Empfang von Seenot-Rufsignalen. Die Funkstation braucht also nicht dauernd besetzt zu sein. Für kleinere Schiffe, die mit wenig Personal auskommen müssen, ist dieses Gerät von größtem Wert. In diesem Zusammenhange verdient auch eine ganz neuartige Anwendung der drahtlosen Telegrafie besondere Erwähnung. Bei dem Ultra-Ton-Lot, wie es seit einiger Zeit auf einigen französischen Schnelldampfern zu Lotungen verwendet wird, werden die elektrischen Wellen in ähnlicher Weise für Lotungen benutzt, wie es bei den drei in der Schiffsahrt zur Verwendung kommenden Echolot-Systemen mit dem Schall der Fall ist. — Ein von Dr.-Ing. Kempf in Hamburg erfundener und zurzeit auf dem Dampfer Europa eingebauter Fahrtmesser gestattet das Messen der jeweiligen Schiffsgeschwindigkeit, die für die Navigation von wesentlicher Bedeutung ist, auf einfachste Weise. Bei dem neuen Fahrtmesser wird der Wasserdruck, der auf eine im Steven unter der Wasserlinie befindliche Rohrmündung wirkt, gemessen. Von der Rohrmündung im Steven führt das mit Wasser gefüllte Röhrchen zu einer Quecksilbersäule, die je nach dem Druck des Wassers, also je nach der Schiffsgeschwindigkeit, mehr oder minder im Rohr hochgedrückt wird. Eine elektrische Leitung überträgt den jeweiligen Stand der

Quecksilbersäule zum Kartenhaus, wo die Geschwindigkeit ohne weiteres an einer runden Meßuhr abgelesen werden kann. —

Neben Nebel und starkem Sturm ist der Eisgang der größte Feind der Schiffsahrt, da er nicht nur den Verkehr völlig lahmlegen oder zum mindesten stark erschweren, sondern auch die Schiffe durch Eispressungen schwer beschädigen kann. In dem strengen Winter 1928/29 lagen bekanntlich Dutzende Fahrzeuge im Packeis der Ostsee wochenlang fest, wodurch der deutschen Seeschiffsahrt ein Schaden von mehreren Millionen Mark erwuchs. Man hat deshalb einen besonderen Eis-Nachrichtendienst organisiert, der beim Auftreten von Packeis die Schiffe benachrichtigt und die vorhandenen Eisbrecher zur Hilfeleistung aussendet.

Wie sehr sich im Laufe der Jahrzehnte die Größe der seegehenden Schiffe und die Art ihrer Maschinenanlagen verändert hat, darüber gab kürzlich eine Zusammenstellung von Lloyds Register einen lehrreichen Überblick. Danach betrug die Welttonnage etwas über 68 Millionen Tonnen, ausschließlich 3 Millionen Tonnen im Bau; bei Ausbruch des Krieges waren es 45,5 Millionen Tonnen, zu Beginn dieses Jahrhunderts 19,5 Millionen Tonnen. Eine große Umwälzung bedeutet die Umstellung von Kohle auf Öl als Kraftquelle. Die Flotten bestehen heute zu 57,5 vH aus kohlenverbrennenden Schiffen, zum 28,5 vH aus ölverbrennenden Schiffen, zu 11,6 vH aus Motorschiffen und zu 2,4 vH aus Segelschiffen. 1914 gab es 89 vH Kohlenverbrennung, 2,5 vH Ölverbrennung, 0,5 vH Motorschiffe und der Rest waren Segelschiffe. Eine weitere Umgestaltung ist die Veränderung der Schiffstypen. Einige Jahre vor dem Kriege waren 62 vH der Welttonnage Schiffe mit weniger als 1000 Tonnen Raumgehalt, die Durchschnittstonnage des Restes betrug unter 3000 Tonnen. 1930 sind nur noch 39 vH der Welttonnage Schiffe mit weniger als 1000 Tonnen Raumgehalt, während der Rest von 61,5 vH durchschnittlich je Schiff 5055 Tonnen Raumgehalt faßt.

Das Abfräsen der Rohkanten für Dichtungszwecke

Von Ing. Paul Bleicher

Jeder Monteur, der draußen mit Rohrmontage beschäftigt und nur mit den allernotwendigsten Hilfswerkzeugen versehen ist, weiß das sofortige Dichten seiner Rohranlage zu schätzen. Aber nicht jede Rohranlage gestattet die Anwendung von Feile und Werk. Handelt es sich um Hochdruck-, Dampf-, Gas- oder Säureleitungen, die ein absolutes Dichten der Verbindungsstücke voraussetzen, so müssen die oben genannten Werkzeuge zur Seite gelegt werden. Ein sicheres Dichthalten der Verbindungsstücke kann nur durch einwandfreies Bearbeiten erreicht werden.

Unsere in untenstehender Zeichnung veranschaulichte Vorrichtung besitzt den beachtenswerten Vorteil, daß sie ohne viel Um- und Einsetzen von größeren oder kleineren Teilen für jede Rohrgröße und Art verwendet werden kann. Das Hochdruck-Preßrohr (F), auf das der Rundflansch (A) mittels Gewinde aufgeschraubt ist, soll zur besseren Abdichtung an der Stirnseite angefräst werden. Zu beachten ist, daß die ungünstigen Lagen der weitaus meisten Rohranlagen (Rohrkanäle, Hochleitung usw.) die Anwendung raumeinnehmender Werkzeuge

des Rohres gedrückt. Dieser Druck kann jedoch durch Drehen des Muttergriffes (N) nach Wunsch verstärkt werden, so daß dadurch eine Regulierung des Vorschubs erreicht wird. Durch Drehen der beiden Handgriffe im Uhrzeigersinn wird der Fräser (G), der mit dem Flachkeil (H) zwangsläufig verbunden ist, an die Stirnseite des Rohrs gedrückt und seine Bearbeitung erfolgt. Das Lösen der Vorrichtung erfolgt durch Zurück-schrauben des Muttergriffes (O), wodurch sich der Spannkonus (D) aus dem Spannstück (C) entfernt und die Vorrichtung aus dem Rohr genommen werden kann.

Das schwimmende Kraftwerk

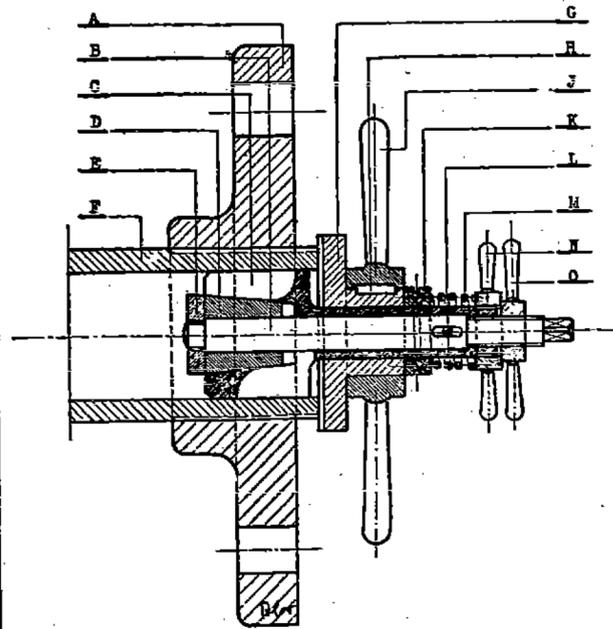
In den amerikanischen Bundesstaaten Maine, New Hampshire und Vermont ist die Stromlieferung keine einfache Sache. Zwar gibt es dort viele Kraftwerke, die meisten davon sind Wasserkraftwerke, die an schiffbaren Flüssen liegen. Aber infolge eigenartiger wirtschaftlicher Bedingungen in den von ihnen versorgten Städten ist die Nachfrage nach Strom bedeutenden Schwankungen unterworfen, Schwankungen, denen die Wasserkraftwerke nicht gerecht werden können, besonders nicht zu Zeiten großer Trockenheit, wenn wenig Wasser verfügbar ist. Zur Behebung dieses Ubelstandes hätte die stromliefernde Gesellschaft unter großen Kosten lange Überlandleitungen oder neue Kraftwerke, vielleicht sogar beides, anlegen müssen. Das hätte sich niemals rentiert, da ein Mehrbedarf an Strom ja nur zeitweilig auftrat und schon mit Rücksicht auf die unbestimmbare Wetterlage niemals vorhergesehen werden konnte.

Die Elektrizitätsgesellschaft rettete sich auf ebenso praktische wie originelle Weise aus ihrem Dilemma: Sie kaufte kurzerhand die Jacona, einen alten Dampfer von 7000 Tonnen, und richtete auf ihm ein Kraftwerk ein, ein bewegliches, schwimmendes Kraftwerk, das rasch und mühelos an die im Augenblick überlasteten Stellen des Stromproduktionssystems geleitet werden kann, um diese Stellen zu unterstützen. Es war das erstmal, daß sich die Schiffbau- und Elektrotechnik mit einer derartigen Aufgabe zu befassen hatte. Die Lösung des Problems ging nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten vonstatten. Aber heute verfügt die New England Public Service Company über ein einzigartiges „schwimmendes“ Kraftwerk, stets dienstbereit und überall einsetzbar, das sie aller Sorgen enthoben hat und ihr große Summen erspart.

Die alte Jacona mußte sich allerdings verschiedenes gefallen lassen, bevor sie der Ehre teilhaftig wurde, in ein Kraftwerk verwandelt zu werden. Ihre Maschinenanlage wurde mit Stumpf und Stiel herausgerissen; statt dessen baute man vier hochmoderne Dampfkessel mit Ölfeuerung und allen Schikanen ein; mittelschiffs wurde ein riesiger stählerner Öltank eingebaut, dessen Inhalt für einen ununterbrochenen fünfjährigen Betrieb der Kraftanlage ausreicht. Schließlich nahm der gemarterte Bauch des ehrwürdigen Frachtdampfers noch zwei 10 000-Kilowatt-Hochleistungsturbinen auf, mit 3600 Umdrehungen die Minute, die durch den in den Kesseln erzeugten Dampf betrieben werden. Achtern kam noch die Umformerstation und der Schaltraum hinzu, und schon stand das erste Schiff der Welt da, das Kraft erzeugte, statt sie zu verbrauchen.

Die Übertragung des elektrischen Stromes auf das zu unterstützende Wasserkraftwerk verursachte allerdings noch einiges Kopfzerbrechen. Schließlich einigte man sich dahin, ein gepanzertes und vielfach isoliertes Kabel zu benutzen, das über einen eigens errichteten stählernen Turm auf dem Schiffe, dem Ersatz für den ursprünglichen Hauptmast, nach einem natürlichen Turm an Land geführt werden soll. Das Kabel muß natürlich bedeutenden Spielraum besitzen, um den durch Wind, Strömung, Ebbe und Flut hervorgerufenen Bewegungen des Schiffes folgen zu können.

Und so befährt heute ein seltsames Schiff die Flüsse und Küsten Neuenglands; ein Schiff, das statt Tee und Baumwolle Elektrizität als Ladung führt.



von vornherein ausschließen, sodaß auch hier ein nennenswerter Vorzug unserer Vorrichtung liegt. Zu ihrer Befestigung in der Rohrleitung ist das Spannstück (C) sechsmal geschlitzt, und zwar jedesmal in entgegengesetzter Richtung. Dadurch wird eine gute und vor allem eine zylindrische Anlage im Rohrdurchgang erreicht. Durch die Ausbohrung des Spanndorns (C) geht die Spindel (B) hindurch, die auf ihrem hinteren Ende den Spannkonus (D) aufnimmt. Um ein Entweichen von der Spindel zu verhindern, wird er durch die Rundmutter (E) gesichert. Der Fräser (G), der aus Werkzeugstahl gefertigt und entsprechend gehärtet ist, wurde als Scheibenfräser ausgeführt. Zu seiner Umdrehung, die mittels Flachkeils (H) aufgekeilt sind und dessen zwangsläufige Umdrehung gestatten. Um einem Verdrehen der Spindel (B) entgegenzuwirken, ist der Stift (L) vorgesehen. Das Kugellager (K) hat die Aufgabe, den Druck von der Feder (M), der während der Drehung des Fräasers durch den Doppelgriff (J) entsteht, zu vermindern.

Die Anwendung der Vorrichtung ist nun folgendermaßen: Bei Drehung des Muttergriffes (O) wird die Spindel (B) mit dem Spannkonus (D) nach vorn gezogen, wodurch das Spannstück (C) auseinander gespreizt wird und die Vorrichtung fest im Rohrdurchgang hält. Durch den von der Feder (M) ausgeübten Druck wird der Fräser (G) bereits gegen die Stirnseite



Familie und Heim



Das Krematorium

Allemal, wenn Vater und Mutter am Friedhof vorbeigingen, dann bekam Mutter einen bitteren Schreck, denn da stand, groß, rot, das entsetzliche Krematorium! Da drinnen also würde Vater gebraten werden, verbrannt — hu, der Arme! Sterben müßte natürlich Mutter auch, da war nun mal nichts dran zu ändern, aber — immerhin würde Mutter in geweihte Erde kommen, daraus gab es doch ein richtiges Auferstehen, einen Flug hinauf zu Gott und zu all seinen lieben Engelein! Nein, das würde Vater nun doch nicht fertig bringen, Mutter aus der Kirche herauszuholen — nein, nein, bewahre Gott, Mutter würde nicht vom Altar zu den Freidenkern umsatteln. All das Gerde von Vater in dieser Hinsicht war umsonst. — Wenn die Kirche sich einmal in die Seele der Frauen geschlagen hat, dann — — —

Vater ist tot! Mutter weinte drei Tage und seufzte vier Nächte — dann ging sie doch hin, in das schreckliche Krematorium. Es war aber gar nicht so schlimm, im Gegenteil, es war recht feierlich. Vaters Sarg stand groß und schwarz und silbern zwischen Kränzen und Blumen! Da brannten abseits einige rote Lichter, wie freundliche Traumsterne. Ein guter alter Herr sprach Vatern so schöne herzliche Worte nach, ganz einfach, es klang so ehrlich und wahr, was der gute weißbärtige Herr über Vater sagte. Und dann kam das Schönste, der Grabgesang. An die vierzig Sänger sangen so wunderschön, wie Mutter es kaum je in ihrem langen Leben gehört hatte. Der Gesang schwingt ab — ein kurzer Knacks, von irgendwoher klang ein leises Rauschen und Brausen — der Sarg sank in die Tiefe, langsam rutschte er von den Augen Muttters hinweg. Mutter tat einen kleinen Schrei, sie wäre gestürzt, wenn ihre Kinder sie nicht gehalten hätten. Vater, guter Vater — fahre wohl, für immer!

Dann folgten böse Monate. Das Alleinsein war schlimmer als wenn selbst mal ein kleiner Streit zwischen Vatern und Mutttern geherrscht hatte. Allein hatte Mutter wirklich keine rechte Freude mehr am Leben — und sie war ganz alleine, wenn sie auch zehn Kinder geboren hatte. Drei davon, die ältesten Buben, die hatte der wilde Krieg gefressen, zwei Jungen waren verschollen, einer war in Argentinien, dem ging es schlecht, und die vier Mädels waren längst verheiratet. Sie hatten mit ihren eigenen Familien ihre eigenen Sorgen. Sie kümmerten sich nicht viel um Mutter. Mutter dachte, es wäre wohl das Beste, wenn auch sie sich sterben legte — und sie starb.

Natürlich kam Mutter in geweihte Erde, wie man so sagt. Es regnete in Strömen. Der Pfarrer stand unterm Regenschirm, der Wind spielte mit seiner weißen Spitzenmantilla, den Pfarrer fror. Er beehrte sich, seine Grabrede für Mutter ganz kurz zu machen — aber doch lang genug, um dem Andenken Vaters einen Hieb zu versetzen: der Gottesabtrünnige hatte sich von Freidenkern verbrennen lassen. — So, nun Mutter, ruhe wohl!

Die Alten waren tot, auch die Kinder starben, aber die Welt drehte sich weiter, immer kopfüber — kopfunter. Hundert Jahre schmolzen wie nichts im Brennpf der Ewigkeit dahin. Der einstige Friedhof, wo Vater und Mutter verbrannt oder beerdigt waren — der war ein städtischer Park geworden. Die Stadt war gewachsen; die neuen Friedhöfe mit ihren Krematorien und mit ihren Urnengärten waren weit ins Land hinausgeschoben. Der alte Friedhof lag nun als Volkspark beinahe im Mittelpunkt der Stadt. Sie war ein großer Ameisenhaufen geworden, kribbelig und krabbelig, voller Arbeit, Lust, Freude und Freiheit. Eine laute Stadt, laut von schöpferischen Fabrikwerk, laut von Gesang und Motoren- und Propellergeräusche. Nur der alte Friedhof, der jetzige Volkspark — der hat noch seine einstige Ruhe bewahrt. Und das war vielleicht so gut — alle Nervösen atmeten hier Erholung.

Dort, schaut hin, im Volkspark, dort stehen eng beieinander zwei Bäume — eine weiße schlanke Birke und ein starkknochiger breiter Ahorn. Vögelchen fliegen von Baum zu Baum, Finken, Meisen und der bunte Hänfling. Die Vögelchen pfeifen und zwitschern. Aber horch, da flüstert und zwitschert noch was von Baum zu Baum — ist es der Wind oder sind es menschliche Stimmen? Es ist beides. Die große Auferstehung ist vor sich gegangen — aus der Asche einer Urne wuchs der Baum Ahorn — und aus einem verwesten Eichensarg wuchs der Birkenbaum. Der Gärtner des neuen Parks hatte die jungen Bäumchen nebeneinander verpflanzt — in Sonne, Regen und Dürre waren sie miteinander in Wurzeln und Geist verwachsen — Vater und Mutter waren den Lauf der ewigen Umwandlung gegangen. Birke und Ahorn hatten sich wieder erkannt, jung und schön und stark und gesund flüstern sie

unterm Beifall des Windes einander herzliche Liebesworte zu. Und eines Nachts, als der Mond voll war und ein roter Komet durch den Mond hindurchschloß, da wurden Vater und Mutter wieder Mensch. Sie leben, sie atmen, sie staunen. Wie hat sich doch alles so verändert!

Die Welt ist vernünftig geworden. Fabriken, Bergwerke, Bahnen, Stromwerke, Schiffe, Banken gehören allen. Es gibt in der Welt nur noch Gemeingut. Die Vereinigten Staaten von Europa stehen mit den andern Kontinenten in engstem Bund. Gewiß, es gibt nun viele, viele Menschen — aber Platz ist für alle. Gerade sind die Menschen dabei, in Asien die Wüste Gobi zu Gärten und Feldern umzuwandeln — durch Kanalisation. Die Sahara in Afrika und die Salzwüsten in Zentral-Australien sind längst kultiviert, sie sind fruchtbarste Kolonien. Sie ernähren hunderte Millionen Menschen. Braune, gelbe, schwarze und weiße Menschen. Alle vertragen sich prächtig — denn es gibt keinen Grund zu Streit: alles was da ist, gehört allen, die Welt ward sozialistisch. Jeder in Pflicht, jeder in Recht.

Und die neue Menschheit des Sterns Erde hat Verbindung mit den andern Sonnenkindern. Sie spricht durch Ätherwellen mit Lebewesen am Mars, auf der Venus und am Jupiter. Was den Mond anbelangt — so waren schon Menschen von der Erde hinaufgefahren, sie funkten vom Mond auf die Erde hinab — hinauf waren sie wohl gekommen, aber sie konnten nicht wieder zurück. Die Kraft der Explosivstoffe zum Trieb der riesigen Raketenzyklinder war eingefroren. Die Mondfreunde lebten droben von Zuckermoos und Schneegänsen, zu essen gab es genug — nur konnten sie nicht zurück, und darum wollte von der Erde keiner mehr auf den Mond hinauf.

Noch eins war entdeckt. Die Menschen auf Stern Erde hatten riesige Raummagneten gebaut. Damit zogen sie die eisernen Meteoriten aus dem Weltraum zur Untersuchung zu sich heran. Und siehe, aus den Trümmern geborstener Welten ergab sich, daß alle Sterne einst belebt waren. Fossile und vermetallisierte Überreste von Pflanzen, Tieren und seltsamen Kulturwerkzeugen sprachen eine beredete Sprache — die Sternwelt ist ein einziger großer Lebensgarten. Mit Auf- und Abblühen, mit Milchstraßensommern und Milchstraßewintern, mit Sternkindern und Sternengreisen. Der Kosmos ist durch und durch belebt. Es gibt keinen Tod — nur Umwandlung gibt es. Scheinbar tote Urstoffe sind schon die Wiege zu morgigem schwingendem Sein. Das alles war schön zu denken und zu fühlen. Vater und Mutter freuten sich, sie standen wieder im Park, als Birke und Ahorn. Leise erzählen sie sich die Wunder der neuen Menschheit und die erstaunliche Offenbarung der Weltenräume.

Max Dortu.

Scherben bringen Glück!

Endlich, endlich hat der junge Mann, aus der Sintflut der Arbeitslosigkeit wieder auftauchend, eine Stellung gefunden. Er war zwar von Beruf Eisengießer, aber warum sollte er sich nicht in einem Porzellangeschäft bewähren? Leider aber geschah es schon am dritten Tag, daß er ein kostbares altes Porzellan fallen ließ. Es ging in Trümmer.

Haareraufend und händeringend stürzte der Chef herbei: „Für den Schaden müssen Sie aufkommen; ich werde Ihnen wöchentlich ein Viertel Ihres Lohnes zurückbehalten, bis die Sache bezahlt ist.“

Der Unglückswurm fragte betreten nach dem Preis des Porzellans. Der Chef brüllte: „Zweitausend Mark!“ Da murrte der Arme glückselig: „So hab' ich also endlich eine Lebensstellung gefunden!“

Tausch

Ein sehr berühmter schottischer Schauspieler hatte viele Verehrer. Eines Abends, während eines Gastspiels in London, ging er vom Theater ins Hotel, als ihn eine junge Frau, die zu seinen Verehrerinnen zählte, ansprach und ihn um irgendein kleines Andenken von ihm bat.

Es regnete, und unter ihrem hübschen neuen Regenschirm hervor sprach sie zu ihm. Der Schotte blieb stehen und starrte sie unter seinem alten häßlichen Regenschirm hervor an.

„Oh!“, rief die Frau bittend, „ich wäre glücklich, wenn Sie mir nur ein ganz geringes Andenken, wäre es auch noch so klein, geben würden.“ Der große Schauspieler sah sie scharf an, warf einen flüchtigen Blick auf seinen Regenschirm, und sagte dann: „Gewiß, meine liebe, junge Frau, mit dem größten Vergnügen. Wir wollen die Regenschirme tauschen!“

blaue Margueriten, und alle mit großem buttergelbem Kern herauswachsen.

Als Schwester Beatrix zum erstenmal solche Blumen auf dem Tisch gestellt hatte, hatte Marie verwundert gefragt, warum das sei.

„Warum? Ja, für Sie! Damit Sie etwas Buntes, Schönes haben! Zum Ansehen, zum Sichfreuen, Sie Dummes. Oder haben Sie Blumen nicht gern?“

Hastig, plötzlich rot geworden, hatte Marie hinausgeatmet: „O doch!“ und dann geschwiegen, während die Schwester den Frühstückstisch gedeckt, Milch, weißes Brot, Butter und Honig daraufgestellt hatte. Auch das war so ein Wunder, das Marie immer noch nicht begreifen konnte.

Bald darauf lag neben ihr das Kind, das sie schmerzlos nach kurzen Wehen zur Welt gebracht hatte. Auch das war ein seltsames Wunder, ein verwirrendes unerwartetes Geschehen.

Wie sehr seltsam war das! Ein umstürzendes Erlebnis! Ein Welt für sich, die ihr, Marie, gehörte. Ein winzig kleines Glück, schöpfte, das größer war und wichtiger und glücklicher als die ganze Welt, als Blumen und Himmel und Schwester Beatrix. Ein zerbrechliches rotes, zuckendes, lallendes Wesen, das klein glänzend, lebendige Äugelchen und einen süßen Mund öffnete, wenn man es berührte, und das schrie, wenn man unvorsichtig war. Marie war zart und behutsam. Es war ja ihr Kind. Und sie nannte es Fritz. Zärtlich umschmeichelnd, weich und mild, Fritz, wie sie ihn genannt hatte. Marie fühlte jetzt Dankbarkeit für ihn, den Vater.

Nur einmal trübte ein Wolkenschatten. Das war, als ein schwarzgekleideter Mann mit stechenden Augen hinter blitzenden Brillengläsern sich neben ihr Bett setzte, pedantisch seine Bügelfalten hochzog, aus einer schwarzen Aktenmappe Formulare griff, trocken räusperte einen Füllfederhalter aufschraubte und in leierndem Polizeiton begann: „Szameitat, Marie. Sind Sie ja?“ und, als Marie verwundert nickte, hustend fortfuhr: „Als Fräulein Szameitat, wer war's denn nun gewesen —?“

Marie, schweigend, starrte ihn verständnislos an, indes seine Blicke über die Brillengläser in sie hineinkrochen. „Sie müssen mir das nämlich sagen. Ich bin nämlich von der Vormundenschaft. Wir müssen das wissen. Wegen der Alimente. Also — wer war's denn —?“

Marie schwieg noch immer, fassungslos und entsetzt. Dann plötzlich zog sie ihr Deckbett wie eine Wand hoch und schüttelte heftig und verneinend den Kopf und blieb auch weiterhin auf alle in sie hineinbohrenden Fragen stumm. Bei der Beamte es aufgab, achselzuckend die Formulare einpackte, bedächtig den Füllfederhalter wieder zuschraubte, aufstand und nur kurz räusperte: „Also die alte Geschichte. Der Vater wird wohl unbekannt sein. Sie waren sicher nur hinter der Hecke mit ihm. Aber das nützt Ihnen nichts, Fräulein, das Stillsein wird werden das schon herausbekommen.“

Da kam Schwester Beatrix glücklicherweise herein, sah nur kurz den Mann an, der achselzuckend das Zimmer verließ, Schweigend tröstete Beatrix mit warmer Hand Marie, deren Fieberkurve an diesem Tage überraschend und bedrohlich stieg.

Tags darauf aber hatte Marie schon die schwarze Wolke vergessen, dankte der alles Böse fortwischenden, göttigen Heftigkeit der Schwester.

Marie hatte noch eine „Schonfrist“ von vierzehn Tagen bewilligt erhalten. Was dann würde —? Das wußte auch Schwester Beatrix nicht. Doch sie tröstete.

In diesen Tagen kam die Dame wieder, die sie hierher gebracht hatte und der Marie neben der Herrin und der Schwester so dankbar war.

Freundlich und vorsichtig begann die Dame mit Marie zu sprechen.

Dank ihren guten Beziehungen und den empfehlenden Briefen der Herrin habe sie nun für Marie doch eine neue Stellung gefunden. Als Alleinmädchen bei einer sehr guten Herrschaft, übrigens auch Ostpreußen, und zwar in Berlin. Sie sei ja so glücklich, daß sie es nun erreicht habe! Und die Dame in Berlin sei wirklich eine Wohltat für Marie, daß sie dankbar sein müsse. „Trotz der Schande“ wolle man sie gut aufnehmen und „vertrauensvoll“ behandeln, natürlich vorausgesetzt — fügte die Dame hinzu — Marie werde sich „gut führen“ und niemals mehr „so leichtsinnig“ sein.

Marie war von allem so sehr überrascht, daß sie die Ungerechtigkeit der Worte nicht erfaßte. Es war wie Überumpelung, zu der Marie nur schwieg und gehorsam nickte; aber sie bäumte sich auf, als nun die Dame davon begann, daß Marie natürlich ihr Kind nicht mitnehmen könne.

Schnell, ohne vorerst Marias Erregung zu beachten, fuhr diese fort:

„Sie hatten Glück, Mariel! Ja, Glück! Danken Sie Gott, der Ihnen verziehen hat und seine Hand über Sie hielt! Hier, lesen Sie — mein Gesuch ist bewilligt worden, die Waisenanstalt hat Ihr Kind angenommen! Für das Kind ist nun gesorgt, besser, als Sie es je könnten! Marie, wenn Sie wüßten, was das für Mühe, Bittgänge und Schreiberereien gekostet hat — aber jetzt haben wir es geschafft! Sie brauchen nur hier noch zu unterschreiben, daß Sie auf alle Rechte und Ansprüche auf das Kind freiwillig verzichten und auch späterhin seiner Entwicklung nicht in den Weg treten wollen. Natürlich bleibt es deshalb doch Ihr Kind, und Sie dürfen, wenn Sie einmal wieder hier sind, Marie, es selbstverständlich besuchen und —“

Marias plötzlicher Aufschrei übertönte die flüssige Rede der völlig überraschten Dame, die jäh abbrach und verständnislos Marie anstarrte. Marie hatte ihr Kind an sich gerissen. Als wolle sie dies und sich selbst schützen vor einem Feind.

Auf das Kind verzichten? Das war Marie unfaßbar. Daran hatte sie niemals gedacht. Dieses Verlangen kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der sich plötzlich schwarz und drohend überwölkte. Marie dachte jäh an die feinen, zierlichen, so zerbrechlichen Fingerchen, mit denen sie so gern gespielt hatte, an die glänzenden, graublauen, so staunend ihr ins Gesicht geöffneten Guckaugen, an denen sie wieder froh sein gelernt hatte. Das fortgeben —? Entbehren müssen? Unmöglich, es zu denken.

Schwester Beatrix mußte erst kommen und lange, eindringlich und innig Marie zureden, bis diese sich beruhigte. Und es war ein schwerer Kampf, in dem man mit ihr rang, bis sie willens und schließlich einsichtig wurde, um sich dann, weh llickend, in das — wie sie es sich nun selbst zugab: Unabwendbare zu ergeben.

Marie begriff, daß es keinen anderen Ausweg gab. Daß es nicht nur um ihretwillen, daß es noch mehr um des Kindes willen so sein mußte. Wie sollte sie mit diesem — wie man ihr sagte: „unehelichen“ Kinde ein Unterkommen, ein Fortkommen finden! Wer wollte denn eine Frau, oder noch schlimmer: ein Mädchen mit einem Kind, das „Schande“ bedeutete aufnehmen? Und wie wollte sie dann für das Kind sorgen? Wie sollte es dann gedeihen, wie sie es doch wollte? Marie begriff, begriff alles. Wenn es auch so maßlos traurig und unmenschlich ungerecht war. Sie mußte es begreifen. Auch daß sie noch obendrein dankbar sein mußte.

(Wird fortgesetzt)

Das Leben der Marie Szameitat

Von Josef Maria Frank

Copyright 1920 by „Der Bücherkreis GmbH“, Berlin 1921

VIII.

Marie sah den Rücken vor sich aufzucken. Aber sie hörte mit keinem Ton der Mutter an, daß sie weinte. Sie sah nur jetzt die Hand der Mutter von der Seite her sich ihr zustrecken. Wortlos drückte Marie diese Hand, die sich zitternd darbot. Dann wandte sich Marie um, ging zur Türschwelle, stockte dort vielleicht einige Sekunden. Und trat seitwärts vornüber gebeugt, doch fest aus der Tür hinaus.

Alt-Koards Peitsche knallte. Räder knarnten. Das Wägelchen fuhr davon in schnellem Trab.

So fuhr Marie vom Gut hinaus in die beginnende Nacht, in das Unbekannte. In Marie war es still geworden, leer in ihrem Kopf und in ihrem Herzen. Sie saß da, losgelöst von allem, allem ausgeliefert. Wie ein schwacher, ohnmächtiger Flaum, den ein Windstoß in eine Dornenhecke geschleudert hat.

Schwarze, schwer niederhängende Wolken flogen über den See. Ein Krähenschwarm, vom Wagenrassel aufgestört, schwang sich, mit den Flügeln die Luft klatschend, hoch aus dem Feld und strich verzögert und hochhaft krächzend über das Gefährt. Ein Ruck, der mitten auf dem Wege verhoffte, schreckte und sprang so kurz vor dem Wagen davon, daß Alt-Koard die Zügel heranzuckeln mußte. Marie blieb von allem unberührt.

Der Weg wurde holpriger. Die Pferde fielen in Schritt. Aus dem Gras trachtete das Waldstückchen auf. Und da kam auch die Bank näher, immer deutlicher und größer. Marie sah sie an. Doch ihr Gesicht blieb leer. Die Bank glitt vorüber. Marias Atzen ging ruhig und gleichmäßig. Ihr Gesicht leuchtete wie ein unbewegliches blaues Oval, stach seltsam von dem dunklen Tach des hinter dem Kopf liegenden Klapperrucks ab.

Einmal, schon kurz vor dem Bahnhof, drehte sich Alt-Koard nach ihr um. Er wollte mit ihr sprechen, ihr irgend etwas sagen, ihr zeigen, daß einer doch zu ihr wäre wie immer. Man muß ihr doch zeigen, daß sie nicht ganz verlassen ist, dachte

Alt-Koard. Da sah er dieses Gesicht und schwieg, wandte sich wieder nach vorne und zog plötzlich so stark die Peitsche durch die Luft, daß der Braune aufschrak, in Galopp sprang und Alt-Koard fluchend bremsen mußte.

Marie lag in einem sauberen, weißen Bett. In einem kleinen, weißgestrichenen Zimmer mit weiß lackierten Möbeln und großem, hohem Fenster. Der Himmel floß durch das Fenster in das Zimmer hinein und beherrschte es, dessen Helligkeit nicht nur den Raum, auch der Menschen in ihm weitete und befreite.

Was zwischen diesem Zimmer und der Wagenfahrt lag, wußte Marie nicht. Nur das: Jene Dame, zu der sie mit dem Brief der Herrin gegangen war, hatte sie ohne viele Worte aufgenommen und hierhin gebracht.

Hier war man gut zu ihr. Man war still und sprach nur selten. Hier waren keine Fragen, auf die es doch keine Antwort geben konnte, und keine Vorwürfe. Dieses Schweigen, das so selbstverständlich gegeben war, daß es nicht wie ein beschämendes, großmütiges Geschenk erschien, war Wohltat. Sie stärkte Marie.

Sie hatte viel in diesen Tagen geschlafen. Als ob sie allen Schlaf, der die letzten Monate ihr geraubt hatten, nun nachholen wollte. Ungestört und traumlos.

Solcher Schlaf ist gesund und nimmt alle Schwere, macht frei und leicht. Marie wurde es. Sie lernte wieder lachen.

Es war je alles so seltsam für Marie. Wie im Märchen. Da stand vor dem Bett ein Tisch, dessen Platte in einem Gelenk sich über das Bett herüberschwenken ließ. Wie wunderbar war das! Wenn Marie ganz allein war, spielte sie mit dieser Tischplatte und schwärzte sie unglücklich zu sich hin. Es war wie ein Geschenk. Und auf dieser Tischplatte stand eine kleine rosarote Vase, aus der bunte Blumen, hell- und dunkelrote, lila und

Das Blut des Bleikönigs

Milosch Lokitsch, der weit in der Welt herumgekommen, erzählte folgenden Fall:

Wie soll ich euch die Wallstreet in New York beschreiben? Wie hätte ein verrückter Baumeister an den Rändern eines krummen, eckigen Feldweges beiderseits Häusern verstreut. Jedes davon wuchs nach seinem privaten Pech oder Glück auf; wenn ein Körnchen unter einen Kieselstein geriet, ging es gerade nur auf, wenn eines auf einen Dunghaufen fiel, schob es wie verrückt in den Himmel; jetzt sind da fünfzig Stock hohe Häuser neben Palästen und Kirchen, die ihren Nachbarn kaum bis zum Knie reichen. Oben in schwindelnder Höhe und unten und auf der Erde dröhnen Züge entlang, und übers glattgeschliffene Asphalt rasen Autos, Omnibusse und Passanten. So sieht die Wallstreet aus.

Ich stand mit schlotternden Knien, schwindelndem Hirn, hörte den Lärm, das verrückte Tempo flitzte an meinen wirren Augen vorbei, ich konnte nicht mehr mit, denn mir fehlten die Beine und der Glaube. Ich hatte das Gefühl, unbarmherzig zerstampft zu werden, wenn ich mich weiter vorwagte.

Einmal lief ein langer, ausgemergelter, bebrillter Yankee an mir vorbei. Zufällig sah er mich an, ich bemerkte auch, daß sein Blick an mir haften blieb. Der Schwung seiner Bewegungen ließ ihn noch ein Stück weiter, dann aber stoppte er, kehrte um, trat zu mir und ergriff, ohne zu grüßen, meinen Puls. Einen Augenblick prüfte er ihn und nickte dann:

„Ihr Puls ist etwas langsam, aber weich und gleichmäßig.“

Ich wollte ihm gerade für diese Anerkennung danken, aber er winkte nur, ich solle ihn nicht stören. Aufmerksam und abwägend tastete er mich ab.

„Sie sind abgemagert, aber ihr Knochengestüt ist fehlerlos. Tadelloser Brustkorb, breite Schultern, alright!“

Vermutlich wollte er mich zu schwerer körperlicher Arbeit bringen. Mir sollte es recht sein. Ich zwang ein selbstbewußtes Lächeln auf mein Gesicht und wollte ihn beruhigen: er werde sich nicht in mir täuschen. Aber ich kam wieder nicht zu Wort. Er schrie mich trocken an:

„Hungri, was?“

Ich antwortete mit der Unmittelbarkeit, die eine solche Frage erheischt. Er faßte mich unter und schleppte mich wie ein Raubvogel in eine Bar. Ihn könnt mir glauben, daß ich mich nicht sehr sträubte. Dort begann er, mich mit hunderterlei Kleinigkeiten zu füttern. Während ich nach Herzenslust einpackte, starrte er mir in den Mund und brumnte zufrieden vor sich hin:

„Ein herrliches Geßiß! Das ist wichtig!“

Als mein Magen stippewoll war, sagte er:

„Jetzt kommen Sie mit! Wir gehen in meine Ordination!“

Der Lift eines Wolkenkratzers spie uns ins siebzehnte Stockwerk hinauf. Dort war sein ärztliches Ordinationszimmer. Das war gleich ersichtlich aus den vielen schreienden Plakaten, die an seiner Tür hingen, und die den Zweck hatten, den eintretenden Patienten sein unbegrenztes Heilvermögen entsprechend einzuhämmern. In Amerika heilen die Ärzte bekanntermaßen mechanisch. Er ließ mich setzen, probierte meinen Knieerreflex aus, fragte nach meiner Vergangenheit, ob ich nicht etwa häßliche Krankheiten gehabt habe. Endlich klärte er mich auf:

„Es handelt sich um ein gutes Geschäft. Sie können zehntausend Dollar verdienen. Es handelt sich darum, daß Mr. Cartel, der Bleikönig, der reichste Mann in den Staaten, sehr schlecht in Form ist. Die Bleikampagne, die er letzthin in der New Yorker Börse leitete, hat ihn fürchterlich mitgenommen. Er gewann dabei zweihundert Millionen Dollar, verlor jedoch seine Gesundheit. Obwohl er erst sechsundsiebzig Jahre alt ist, für einen Milliardär überhaupt kein Alter. Ich mache gerade in seinem Auftrag einen tadellos gesunden Menschen, dem ich für angemessenen Preis einen Liter Blut für ihn abkaufen würde.“

Ich sprang entsetzt auf. „Sie wollen mein Blut aussaugen?“

„Blödsinn! Wenn Mr. Cartel sich zu ernähren wünscht, stehen ihm sämtliche Kalorien der Welt zur Verfügung. Aber sein Organismus ist schon zu verbraucht dazu, Nahrung in Blut umzuwandeln. Ich will also mit Hilfe eines Patentverfahrens, das meine Erfindung ist, das Blut eines gesunden jungen Mannes in seine Adern fließen lassen. Und ich finde Sie in jeder Beziehung geeignet für diesen Zweck. Ich bin also geneigt, von Ihnen einen Liter Blut zu erwerben. Ich zahle je Kubikzentimeter zehn Dollar, das macht zehntausend Dollar. Aber es ist möglich, daß ich auch mehr kaufe, das werden wir später sehen.“

Ich schnitt eine häßliche Grimasse. Der Arzt bemerkte mein Zögern und bemühte sich, mich zu überzeugen. Er erklärte mir, wenn ich mich hier in New York noch weiter herumtriebe, ohne Geld und Arbeit, würde ich mein Blut allmählich auch los, ohne Geld dafür zu erhalten.

Das war die reine Wahrheit. Ich schlug also ein. Ich dachte, ich würde gleich einen kleinen Vorstoß erhalten. Aber daraus wurde nichts. Der Doktor setzte mir auseinander, daß ich mich drei Tage lang unbedingt in erhöhtem Maße ernähren müsse und solange bei ihm bleiben.

Ich wurde regelrecht eingekerkert, in das kleine Zimmerchen neben dem Ordinationsraum. Ich fühlte mich wie eine Jungsau, die gemästet werden soll. Nach jeder Mahlzeit mußte ich ein ganzes Arsenal von Pulvern und Tropfen verschlucken. Ich fühlte mich wie eine Haremsdame, deren tägliche Sorge nur darin besteht, ihren Körper mit Marzipan und Dulchsachs rund zu kriegen, ihre Haut zu salben und den Sultan auf diese Weise zu erwarten. Nachdem die drei Tage verstrichen waren, stiegen wir in ein Auto. Es war auf den ersten Blick leicht zu erkennen, daß dieser Wagen nicht dem Doktor, sondern dem Bleikönig gehörte. Es war ein richtiger Wagon, innen mit allem Komfort ausgestattet.

Der Doktor erzählte, daß Mr. Cartel seinen Landsitz bewohnte, unweit von New York. Aber am Ende des zweiten Tages kamen wir bereits durch eine vollkommen verwilderte Gegend. Keine Stadt, kein Dorf, nicht einmal verstreute Farmen gab es, nur Wälder, Wälder überall. Aber die Straße war asphaltiert und glatt wie ein Spiegel. Ich stellte Fragen. Der Doktor erwiderte trocken: „Das ist kein Wald, das ist Mr. Cartels Privatpark.“

Wir kamen an eine enorme Steinmauer, die von einem Burggraben umgeben war. Das Auto mußte warten, bis der Wächter die Zugbrücke herabließ. Hinter der Steinmauer war ein Hof. Das Ganze war in Versailler Stil erbaut, mit Marmorbasissen, Statuen, Vesen und Terrassen vollgepfropft. In der Mitte des Hofes stand ein Marmorpalais, starrste Gotik mit amüßigstem Rokoko wild vermischt. Alles war echt. Die gotischen Steinblöcke waren zerbrockelt und mit Grünspan überzogen, und der Rokokomarmor wies Sprünge auf, die Merkmale vieler vergangener Jahrhunderte. Vom Doktor erfuhr ich den Grund: Diese Steine waren stückweise aus dem alten Europa geliefert worden, auf Mr. Cartels Wunsch.

Als unser Auto vor dem Tor des Palastes hielt, nahm uns ein feierlicher Lakai in Empfang und führte uns in die Halle, die so groß war wie das Innere der Peterskirche in Rom. Wir gingen durch Säle, und mir war schon schlecht von den vielen Gobelins, Fresken, Vergoldungen, die hier aufgestapelt waren. Nachdem wir die Säle durchquert hatten, kamen wir zu einer kleinen Türe, und hier hörte der sinnlose Luxus plötzlich auf. Wir kamen in einen weißen Badesaal, wo sich Duschen und wassergefüllte Becken befanden. Der Doktor stellte mich unter die Dusche und machte mich darauf aufmerksam, ich solle vom Wasser trinken, weil Sublimat darin gelöst sei. Nach der Dusche gingen wir einen langen, schmalen Korridor entlang. Die Wände waren mit glänzendem, weißem Lack überzogen,

der Fußboden bestand aus geschliffenem Glas. Fenster gab es nirgends. Hinter Milchglasschirmen verbreiteten mächtige Quarzlampen künstliches Sonnenlicht, und stellenweise mündeten Trichter in die Wand zu Ventilationszwecken. Wie ich vom Doktor erfuhr, war dies einströmende Luft, von hervorragenden Chemikern zusammengestellt, die darauf achteten, daß keinerlei fremde, schädliche Stoffe darin enthalten waren. Aus dem Gang gelangten wir in den Empfangssaal. Hier war eine schwere Stahltüre in die Wand eingefügt und der Doktor sagte ehrfürchtig:

„Das ist Mr. Cartels Zimmer. Wir müssen hier warten.“

Die Türe öffnete sich, und ein hochgewachsener, stattlicher, bebrillter, weißbärtiger Herr trat ein. Ich kannte sein Gesicht zur Genüge aus den Zeitungen. Es war Mr. Hammerick, der weltberühmte Dozent des Rockefeller-Instituts, der unsterbliche Biologe, der durch seine wissenschaftlichen Entdeckungen die Heilkunst viele Meilen weitergebracht hatte. Er hatte jetzt seine Forschungen endgültig unterbrochen und war Chef jenes Ärztekollegiums geworden, das über Mr. Cartels Gesundheit wachte.

Er schüttelte mir freundlich die Hand, als uns der Doktor bekanntmachte, und setzte sich zu uns.

„Wir müssen warten, Mr. Cartel ernährt sich gerade.“

Ich erfuhr, daß Mr. Cartel von Muttermilch ernährt wurde und zu diesem Zwecke ständig sechzehn ausgewählte Rasmütter im Schloß gehalten wurden, deren Kinder in einem zu diesem Zweck gegründeten Säuglingsheim künstlich aufgezogen wurden. Mr. Cartel wünschte programmgemäß ein Alter von hundert Jahren zu erreichen, denn er hatte berechnet, daß es ihm bis zu diesem Zeitpunkt gelingen werde, Rockefeller's Vermögen zehnfach zu überbieten.

Endlich hörte man leises Klingeln. Der Professor trat ein und winkte nach ein paar Augenblicken, daß ich kommen könne. Befangen ging ich hinein. Es war ein ganz kleines, kugelförmiges Zimmer, ebenfalls weiß lackiert, mit Glasboden. In der Mitte saß, zusammengekauert, in der Ecke eines enormen Lehnstuhls kompliziertester Konstruktion Mr. Cartel. Ich erschrak bei seinem Anblick. Er sah aus wie ein leerer Tabaksbeutel. Seine Haut war gelblichbraun vom vielen Quarzlicht, aber so faltig und mürrisch, als wäre gar nichts dahinter. Als ich eintrat, drehte er mir seine leblosen, furchtbaren Augen zu, steckte eine spitze Zunge zwischen den blutlosen Lippen hervor und leckte sie wie ein Gourmand. Pfüh, war er häßlich! Ich schauderte bei dem Gedanken, daß mein ängstlich gehütetes Blut in diesen elenden Schlauch gefüllt werden sollte.

Sie arbeiteten richtig amerikanisch, ohne Aufschub und ohne Mätzchen. Ich mußte mich neben den Lehnstuhl setzen, und der Professor stellte einen geheimnisvollen Apparat auf, der offenbar zu diesem Zweck konstruiert war, aus Kautschuk, Glasröhrchen und Platinschrauben. Das eine Ende der Vorrichtung stach er in die Schlagader meiner linken Hand, das andere Ende steckte er in Mr. Cartels Achselhöhle. Mit einer Drehung brachte er einen gut aussehenden, kleinen Motor in Gang, der mein Blut surrend in Mr. Cartels platte Adern hinübertrieb. In der Mitte des Apparates war eine Uhr, die genau anzeigte, wieviel Blut abfloß.

Der kleine Motor surrte leise, der Uhrzeiger bewegte sich langsam vorwärts. Er zeigte erst zweihundert Kubikzentimeter an, und schon begann ich mich komisch zu fühlen. Ich schien im wahrsten Sinne des Wortes ein aufgeblasener Ballon zu sein,

aus dem durch ein kleines Loch der Atem zu schwinden begann. Ein merkwürdiges Schwindelgefühl durchfuhr mein Hirn. Und ich sah voll Erstaunen, daß in demselben Maße, in dem ich verfiel, Mr. Cartel aufblühte. Wir mochten beim fünf-hundertsten Kubikzentimeter sein, als er plötzlich mit schneidend dünner Stimme zu sprechen begann:

„Stopp! Wieviel haben Sie mit diesem Menschen vereinbart?“

Der Doktor stellte die Maschine ab und stotterte erschrocken, als antwortete er auf eine Prüfungsfrage des gestrengen Lehrers:

„Zehn Dollar je Kubikzentimeter.“

Das Gesicht des Bleikönigs verzerrte sich und er röchelte wütend:

„Ihr wollt mir das Geld aus der Tasche stehlen? Ihr wollt mich zugrunde richten? Zehn Dollar? Für so minderwertiges Blut? ... Sechs will ich dafür geben, nicht einen Cent mehr! Sonst lassen wirs lieber!“

Mein Kopf schwindelte hundemäßig vom Blutverlust, aber ich wußte, daß ich jetzt stark sein müsse, sonst betrog mich dieser Gauner. Ich nahm also alle meine Kraft zusammen und sagte mit starker Stimme:

„Mit mir wurden zehn vereinbart! Keinen Cent weniger! Wer hat schon sowas gehört? Was denkt der Herr sich denn? Ich hätte mein Blut gestohlen?“

Jetzt begann — ich gesteh es offen — ein häßlicher Handel zwischen uns beiden. Wir näherten uns einander erst mit einem, dann mit einem halben, und schließlich mit einem Vierteldollar, und garnierten jedes unserer Angebote mit den üblichen Beteuerungen. Schließlich reckte sich Mr. Cartel hoch und kreischte mit furchtbarer Stimme:

„Sieben Dollar fünfundsiebzig Cents. Mehr geb ich nicht, beim Leben meiner Kinder! Wenn es Ihnen nicht paßt, auf Wiedersehen!“

Ich erschrak ernstlich bei diesen Worten. Schließlich hatte er es leicht, denn wenn ich nicht wollte, fanden sich sicher tausend arme Teufel, die ihren Blutüberfluß gern um weniger verkaufen. Ich brumpte also besiegt:

„Alright! In Gottes Namen denn siebenfundsiebzig...“

Ein Siegerlächeln huschte um die Lippen des Bleikönigs, und der Doktor brachte den Motor wieder in Gang.

Ich begann furchtbar schwach zu werden. Meine Augen flimmerten, mein Kopf sank herab, tödliche Müdigkeit begann meiner Herr zu werden. Ich zwang mir das Bild jener kalifornischen Farm vor Augen, um mich einigermaßen am Leben zu erhalten. Und währenddessen sah ich unentwegt nach dem Zeiger, der immer weiter vorrückte. Endlich waren tausend Kubikzentimeter erreicht. Ich seufzte erleichtert auf, aber der Bleikönig schrie mich mit starker Stimme an:

„Halt! Noch zweihundert Gramm!“

Jetzt war ich ganz erbittert. Mit der geringen Kraft, die mir noch verblieb, ächzte ich, ich hätte genug, ich könne nicht weiter, wir hätten tausend ausgemacht, zu mehr sei ich nicht verpflichtet. Natürlich weinte ich das mit armseliger, leiser Stimme vor mich hin, denn ich konnte mich kaum noch einer Ohnmacht erwehren. Aber um so stärker war der Bleikönig. Er brüllte unerbittlich:

„He, Doktor! Dann lassen Sie das ganze Blut zurück! Entweder noch zweihundert, oder ich verzichte auf das Ganze!“

Ich fluchte fürchterlich. Aber ich konnte meinen Fluch nicht mehr beenden. Ich verlor das Bewußtsein. Ich erinnere mich nur mehr dumpf, als wäre es im Fieber geschehen, wie sie mich ankleideten, auf einen Wagen verladen und irgendwo weit, weit fortschafften.

Als ich erwachte, lag ich in der Nähe einer kleinen Bahnstation auf der Erde.

Andreas Napy. (Übersetzt von Sacher-Masoch.)

Arbeitslose umkreisen ein Hüttenwerk

Die rhythmischen Geräusche formender Eisenhüttenarbeit dringen mitreißend in den Nachmittag. Sie sind unterbrochen und untermalt von dröhnenden, polternden Lauten. Das klingt wie trotziges, wuchtiges Aufbegehren. Aufs äußerste belastete Maschinen quietschen und stöhnen fluchend und warnend. Dazwischen Brummen, Grollen, Stoßen, Fauchen und Rollen. Übervoll von urwüchsigen Melodien. Sie schaffen und gestalten da drinnen an der Sendung der Menschheit und sind erfüllt von ihrem Tun. In uns aber ist marnigfaches Erschauern vor jenen Männern, die diese Naturkräfte mit immer neuen komplizierten technischen Mitteln immer weitgehender der Menschheit nutzbar machen — immer (von uns) ungeahnter.

Immer mehr menschliche Arbeitskraft wird überflüssig — erzwingt eine andere, gerechtere Beteiligung an der Produktion.

Qualm steigt auf und zeigt wechselnde Farben: vom leuchtenden Gelb über Grün und Braun abwärts zu Grau und zum tiefstem Schwarz. Menschliche Schöpferkraft dringt aus allen Ritzen und Fugen. Riesenhafte Betonbauten werden hochgegossen und gestampft. Sie geben einer kommenden, ungeheuerlichen Produktion Raum. Stoßen vor.

Und dies Hüttenwerk umkreisen Arbeitslose. Sie suchen den heißen Atem des Werkes, geben sich seinem Kreischen und Krachen hin. Lauern, ob nicht das Geräusch der Arbeit, die sie Monate und Jahre, oft ihr ganzes bisheriges Leben verrichteten, anschwellen wollen, ob man sie nicht bald wieder rufen muß. Ein jeder horcht. Sie hören den geringsten Mißklang, deuten die feinste Unstimmigkeit in dem mächtigen Zusammenklingen.

Es kommt vor, da sehen sie irgendwo am Rande des stundenweiten Werkes einen ihrer früheren Arbeitskollegen. Dann sprechen sie schnell einige hastende Worte über die Arbeit mit ihnen. Sie stehen im Banne des Hüttenwerkes. Die Gewohnheit langer Arbeitsjahre sitzt in ihnen und läßt nicht locker. Sie drängt sie nach Berührung mit diesem gewaltigen Arbeitsvorgang, der ihnen trotz allem eine äußere Bestätigung ihres Lebensrechtes gab.

Nun sind sie mißmutig und verzweifelt. Sie hören die Maschinen arbeiten, deren gewaltige Arbeitsleistungen benutzt werden, ihre Arbeitskraft entbehrlich zu machen. Bis Schichtwechsel ist, lüngern sie. Und drängen sich dann scheu an die arbeitsmüden Kollegen aus dem Betrieb. Vom Werk müssen sie hören, in harten, ungefügen Worten. Schwielenfauste müssen sie drücken, die noch warm von Arbeit sind. Ganz nah müssen sie den scharfen, eigenartigen Odem des Hüttenwerkes atmen und in sich hineinsaugen, der den anderen in den Kleidern steckt und aus allen ihren Worten und Gebärden quillt. Dabei trägt jeder Arbeitslose die tragische Hoffnung in seinem pochenden Herzen, einer der Kollegen werde sich einmal, bald, insgeheim zu ihm neigen und ihm verschwiegen einige vermögende Worte ins Ohr flüstern, die ihn jubilieren lassen und deren unermeßlicher Wert nur von wenigen Gütern dieser Welt aufgewogen werden könnte.

Die noch im Betrieb sind, die hören ja leicht was. Sie können auch eher was machen. Heinrich Häusgen.

Alltag im Sowjetstaat

Ein Büchlein liegt vor uns, das nicht unter allen Umständen nach einer grundsätzlichen Stellungnahme zum Sowjetstaat Rußland drängt, sondern aus dem lebendigen Alltag der Gegenwart heraus, wie ihn zwei lebenskluge Globetrotter sehen, Wissenswertes vermittelt. Herbert und Elisabeth Weichmann haben in „Alltag im Sowjetstaat“ (Brücken-Verlag, Berlin) ihre in längerer Besuchszeit gemachten Beobachtungen über Macht und Mensch, Willen und

Wirklichkeit in Sowjetrußland niedergelegt. Organisationsausgabe des ADGB 1,95 M. Zu beziehen: Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148. Im nachfolgenden drucken wir das lesenswerte Kapitel über die bolschewistische Gesinnungsfürsorge ab.

In den Fabriken, die dem neuen allmächtigen Arbeitgeber, dem Staate, jetzt gehören, begegnet man überall einer ungewohnten Erscheinung. An auffallenden Stellen sind in ihnen große rote und schwarze Tafeln angebracht, auf denen mit Kreide Namen verzeichnet stehen. Zuerst vermutet man, daß diese Tafeln irgendeine rein geschäftliche Bedeutung haben und dazu bestimmt sind, der Belegschaft Ankündigungen der Werksleitung oder sonstiger Stellen zu vermitteln. Sie haben aber eine weitaus schwerwiegendere Bedeutung. Das schwarze Brett und das rote Brett sind sozusagen die öffentlichen Schulzeugnisse über das Betragen der Belegschaft. Das schwarze Brett ist das Sündenregister, auf dem die ungeratenen Elemente der Belegschaft verzeichnet werden, und das rote Brett enthält die Betragensnote für die Vorzugsschüler. Wer ist gut oder wer ist böse? Es sind nicht nur die Faulen, in ihrer Arbeit nachlässigen Elemente, die am schwarzen Brette angeprangert werden, und es sind nicht nur die geschickten und fleißigen Arbeiter, die auf der roten Tafel ihr Lob erhalten. Auch die politische Gesinnung, und sie vor allem, wird kontrolliert und die Tafeln sind der sinnfällige Ausdruck dieser Kontrolle. Auf ihnen steht verzeichnet, wer es gewagt hat, sich der „freiwilligen“ Zeichnung von Anleihen zu entziehen, wer nicht sein Scherflein beigetragen hat zu einem Opfer für die rote Luftflotte, für die Liquidierung des Analphabetentums, für den Aufbau eines Kreuzers oder unter welcher Firma auch immer die zahlreichen Opfer beansprucht werden. Auf ihnen steht auch verzeichnet, wer sich als ein besonders treuer Parteigänger erwiesen oder als Gegenrevolutionär verdächtig gemacht hat. Es gibt keinen stärkeren Ausdruck für den obwaltenden Gesinnungszwang, als diese Tafeln, die das ständige Menetekel der herrschenden Gewalt zur Bekundung der richtigen Gesinnung darstellen.

Diese Tafeln sind eine ständige Warnung, und sie sind mehr als das. Wer auf dem schwarzen Brett gestanden hat, dem drohen je nach der Schwere seiner Tat noch weitere ernste Folgen. Ihm droht der Ausschluß aus der Gewerkschaft, und dieser Ausschluß bedingt die Entziehung der Bezugsscheine und vor allem des Lebensmittelbuches. Ohne Lebensmittelbuch ist der Sünder aber gnadenlos dem Hungertode ausgeliefert. Das Lebensmittelbuch ist die gewaltige Waffe der Gewerkschaften gegen störrische Elemente, und da die Gewerkschaften heute nicht mehr Vertreter der Arbeitnehmer gegenüber ihren Arbeitgebern sind, sondern nach der Übergang der Werke an den Staat Vollstreckungsorgane seines Willens, Verfechter reiner Arbeitgeberinteressen, so ist der Arbeiter auf diesem Wege völlig entrechtet. Die Partei, der Staat, der Trust befiehlt und die Gewerkschaften müssen diesen Befehlen ebenso gehorchen wie ihre Mitglieder. Das Streikrecht ist in der Praxis abgeschafft und das Lebensmittelbuch regiert. Es ist ein weiterer zuverlässiger Regulator der Gesinnung des Arbeiters.

Wo bleibt der zweite Mann?

Die Werbeparole der Sozialdemokratie für 1931: „Wo bleibt der zweite Mann?“ ist vertont worden! Zu dem gleichnamigen bekannten Gedicht von „Tut, ein Wirker“, hat der Komponist H. Marx eine markante und flotte Melodie geschrieben. Die Singstimme und Klavierbegleitung sind soeben auf einem Liederblatt der Werbeabteilung der SPD (Berlin SW 68) erschienen und von dort oder durch die Volksbuchhandlungen zum Preise von 10 Pf. zu beziehen.



Verbandsleben



Die KPD entdeckt Geheimnisse beim DMV

Das Berliner kommunistische Sensationsblatt „Die Welt am Abend“ widmet uns am 12. Mai eine Sonderbeilage. Unter der knalligen Balkenüberschrift „Geheimnisse des DMV-Palastes“ werden den durch pomphafte Ankündigungen neugierig gemachten Lesern allerlei hanebüchene Lügen vorgesetzt. Wir wissen nicht, wieviel Dummheit und Schwindel den Lesern kommunistischer Zeitungen zuzumuten ist, aber wir wissen, wenn aus dem sensationell aufgemachten Artikel der pure Schwindel weggestrichen wird, von Geheimnissen nichts übrig bleibt. Es ist anzunehmen, daß die schwindelhaften Behauptungen durch den Wald der Nazi- und Kozi-Pressen rauschen wird, darum müssen wir uns, entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit, mit dem Phantasieprodukt der KPD-Journalisten befassen.

Es wird behauptet: Der Vorstand habe bei Errichtung des neuen Verwaltungsgebäudes die teuersten Architekten Berlins zugezogen. Das Architektenhonorar habe allein dreieinhalb Millionen Mark betragen. Das ist Lüge!

Wir stellen fest, daß die Architekten noch nicht einmal den zwanzigsten Teil der genannten Summe erhalten haben. Gerade bei der Auswahl der Architekten rechneten wir auf ein Verständnis von seiten der KPD, zumal einer der Architekten nicht nur in Berlin einen guten Ruf genießt, sondern auch schon für die Sowjetregierung Aufträge ausgeführt hat. Russische Architekten und Staatsbeamte haben wiederholt unser neues Verwaltungsgebäude besichtigt und dieses als einen modernen Zweckbau bezeichnet, der an Sachlichkeit nicht übertroffen werden könne.

„Acht Millionen soll der Neubau verschlungen und fünfzehn Millionen der Neubau mit Umzug und allen seinen Begleiterscheinungen gefressen haben.“ Schamloser Schwindel! Vorstand und Ausschuß, die die Verantwortung für die Durchführung der Sitzverlegung zu tragen haben, müßten sofort ihrer Ämter enthoben werden, wenn diese Summen auch nur annähernd für den genannten Zweck ausgegeben worden wären.

Wir können feststellen, daß die Kosten für den Neubau sich im Rahmen der Summe bewegt, die auf der Generalversammlung in Karlsruhe öffentlich genannt worden ist.

Auch der zur Verkleidung des Kopfbauens und Eingangshalle verwandte Travertin, der wegen seines fremdklingenden Namens meistens für ein besonders kostbarer ausländischer Stein gehalten wird, hat es dem Berichtserstatter angetan, weil er „bei flüchtiger Betrachtung wie Marmor wirkt“. Daß es sich bei dieser Gesteinsart um einen deutschen Muschelkalkstein handelt, der bei Stuttgart gewonnen wird, wissen die Kritiker so gut wie wir. Den gleichen Schwindel hat übrigens sogar ein Geistlicher von der Kanzel herab einer gläubigen Gemeinde schon einmal vorgetragen.

Eine direkt beneidenswerte Phantasie entwickelt der Artikelschreiber aber bei der Schilderung der eingebauten Sicherheitsmaßnahmen, die wir unseren Mitgliedern im Wortlaut nicht vorenthalten möchten: „Mittels eines anderen Apparates wieder, der allerdings von der AEG konstruiert ist und der im Zimmer von Post steht und von diesem selbst bedient wird, genügt ein einziger Druck auf einen Knopf, um sämtliche Eingangstüren hermetisch abzuschließen und diese elektrisch zu laden, so daß es den „verhetzten Arbeitern unmöglich ist, auch nur die Eingangstüren zu berühren.“ — Der gute Mann kann wirklich von Glück sagen, daß er lebendig der Gefahr entronnen ist, wie leicht hätte es schief gehen können, wenn ein Unvorsichtiger auf den Knopf gedrückt hätte!

Auch in der übrigen Presse hat man sich in der letzten Zeit, wenn auch nicht mit solch faustdicken Lügen, mit unserem Neubau befaßt. Allen voran die gelbe Presse der Werksgemeinschaften, auch der Hugenbergsche „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlichte kürzlich im Bild ein veraltetes Altersheim nehm unserem Neubau; man hat sich aber sehr wohl gehütet, das eigene Verwaltungsgebäude daneben zu stellen. Alles demagogische Mittel, um die Arbeiter gegen ihre Verbandsleitung aufzuhetzen. Wir haben aber so viel Vertrauen zu dem gesunden Menschenverstand unserer Mitglieder, daß sie sehr wohl begreifen, daß wir, nachdem der Verbandstag in Karlsruhe die Sitzverlegung beschlossen hatte, selbstverständlich im Interesse unserer Organisation verpflichtet waren, ein der größten Organisation der Welt würdiges Verwaltungsgebäude zu errichten, das auch über die augenblickliche Notzeit hinaus der späteren Entwicklung des Verbandes in jeder Beziehung Rechnung trägt.

Wenn auch die KPD-Presse schreibt: „Es nimmt uns wirklich wunder, daß in der Zeit des großen wirtschaftlichen Niedergangs, in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit ein derartiger Prunkbau aus Arbeitergroschen errichtet werden konnte“, so wissen wir, daß unsere Mitglieder es begrüßt haben, daß es möglich war, gerade in der Krisenzeit vielen hundert Arbeitern aller Berufe für vierzehn Monate auf dem Bau und in der Werkstatt Arbeit zu verschaffen. Das werden sie aber nicht begreifen, daß es den kommunistischen Drahtziehern vorbehalten blieb, wohl aus Sorge um die Groschen der Metallarbeiter, ihre Parteianhänger auf dem Bau zu veranlassen, eine wöchentliche Zulage von 20 M zu fordern, obwohl alle auf dem Bau Beschäftigten selbstverständlich tarifmäßig entlohnt wurden. Da der Vorstand nicht in der Lage war, den gestellten Forderungen Rechnung zu tragen, wurde der Neubau stillgelegt und der Streik selbst nach vier Wochen ergebnislos abgebrochen.

Zur Unterrichtung unserer Mitglieder wollen wir bei dieser Gelegenheit nur noch darauf hinweisen, daß in unserem Verwaltungsgebäude nicht nur die Haupt-

verwaltung, sondern auch die technischen Betriebe des DMV untergebracht sind. In der Setzerei, Buchdruckerei und Buchbinderei arbeiten über hundert Berufsangehörige des graphischen Gewerbes. In den eigenen Betrieben werden, um sparsam zu wirtschaften, die Metallarbeiter-Zeitung, Metallarbeiter-Jugend, die Betriebsräte-Zeitschrift, Mitgliedsbücher, Taschenkalender, Jahrbücher, das gesamte Verwaltungsmaterial des DMV, Beitragsmarken, Ehren-Urkunden usw. hergestellt. Von den für die zukünftige Entwicklung des Verbandes vorgesehenen Reservieräumen sind etwa 36 Läden, Büros und Kellerräume anderweitig vermietet. Hier werden die Beitragsgroschen der Metallarbeiter wirklich nutzbringend bewirtschaftet.

Der Vorstand.

Schutz der Mutter

Das Reichsarbeitsgericht beschäftigte sich mit einem Rechtsstreit, der für alle Arbeiterinnen und Mütter von größter Bedeutung ist, weil einmal grundsätzlich festgestellt wurde, daß der Arbeiterin nach der Niederkunft eine Schutzfrist gewährt werden muß und daß der Unternehmer kein gesetzliches Recht hat, die Arbeiterin, die die Niederkunft erwartet, fristlos zu entlassen.

Die Klägerin M., eine jugendliche Arbeiterin, war in einer Schuhfabrik in Weißenfels beschäftigt. Sie war am 30. März 1930 niedergekommen, das auch der beklagten Firma bekannt war. Rücksichtslos wurde die Klägerin ohne jeden Grund am 1. Mai gekündigt und nach Ablauf der zweiwöchigen Kündigungsfrist entlassen. Die Klägerin meint, daß die Kündigung jeder Rechtsgeltung entbehre und daß das Dienstverhältnis daher nach Ablauf der zweiwöchigen Frist nicht beendet worden sei. Nur weil die Klägerin Mutter geworden sei, habe die Firma sie entlassen. Mit Recht beruft sie sich auf § 4 des Gesetzes über die Beschäftigung vor und nach der Niederkunft vom 16. Juli und 29. Oktober 1927. Die beklagte Firma ist der Ansicht, daß die Kündigung nur während der Schutzfrist der Wirksamkeit entbehre, daß aber nach Ablauf der sechs Wochen nach der Niederkunft die Kündigungsfrist zu laufen beginne, ohne daß es einer neuen Kündigung bedürfe. Das Arbeitsgericht Weißenfels und das Landesarbeitsgericht Halle sind der Auffassung der beklagten Firma beigetreten und haben die Klägerin mit ihrer Klage abgewiesen. Gegen dieses Urteil kämpfte die Klägerin und ihre Organisation mit der Revision an: Es sei ein grober Verstoß gegen jedes Rechtsempfinden, daß der Klägerin während ihrer Niederkunft gekündigt worden sei.

Das Reichsarbeitsgericht gab der Klage statt mit folgenden grundsätzlichen Entscheidungsgründen: Der Auffassung des LAG kann nicht beigetreten werden. Der Annahme, daß nach der Sprache des Gesetzes zwischen Nichtigkeit und Unwirksamkeit schlechweg ein Unterschied bestehe, kann in dieser Allgemeinheit nicht gefolgt werden. Für die Frage, welche Bedeutung dem Ausdruck „unwirksam“ zukommt, muß vorliegend von dem Zweck des Mutterschutzgesetzes ausgegangen werden, der eine Beunruhigung der Mutter innerhalb der Schutzfrist vermeiden will, die durch die Kündigung eintreten würde. Deshalb entspricht es dem Sinne des Gesetzes, daß eine Kündigung, die trotz des Kündigungsverbotes innerhalb der Schutzfrist ausgesprochen ist, schlechweg nichtig ist. Die Beendigung des Arbeitsverhältnisses kann nur in der Form herbeigeführt werden, daß nach Ablauf der Schutzfrist die Kündigung wiederholt wird. (Aktz. 501/30.)

Wo sind verheiratete Lohnarbeiterinnen beschäftigt?

Als Lohnarbeiterinnen ermittelte die amtliche Berufsstatistik im Juni 1925 rund 708 000 Arbeiterinnen. Sie verteilen sich auf die einzelnen Berufsgruppen wie folgt:

	insgesamt	in vH aller Arbeiterinnen
Land- und Forstwirtschaft	219 000	20,8
Industrie und Handwerk	420 000	21,4
Davon:		
Industrie der Steine und Erden	19 000	23,5
Metallwaren-, Maschinen-, elektrische, feinelektrotechnische Industrie	55 000	21,9
Spinnstoffgewebe	159 000	28,6
Papierindustrie	28 000	19,4
Holz- und Schnitzstoffgewerbe	12 000	21,8
Nahrungs- und Genussmittelgewerbe	54 000	24,0
Bekleidungsindustrie	64 000	12,9
Handel und Verkehr	38 000	14,4
Verwaltung, freie Berufe	9 000	20,9
Gesundheitswesen	6 000	6,9
Häusliche Dienste, Lohnarbeit wechselländer Art	15 000	6,1

Die Gewerkschafts-Internationale in Madrid

Vom 27. bis 29. April

Die Wahl von Madrid als Tagungsort für die Ausschusssitzung des Internationalen Gewerkschaftsbundes hat sich als recht glücklich erwiesen. Denn zwei Wochen vor ihrem Stattfinden hatte sich in Spanien die große Umwälzung von der Monarchie zur Republik vollzogen. Was Wunder, daß die Vertreter der in der internationale vereinigten Arbeiter in Madrid hochwillkommen geheißen wurden und daß an ihren Tagungen einige der neuen Minister, alte Gewerkschafter, teilnahmen.

An der Ausschusssitzung nahmen bekanntlich auch Vertreter der internationalen Berufssekretariate teil. Das war diesmal in starkem Maße der Fall. Die Sitzung, die in dem Senatsgebäude stattfand, wurde von dem Vorsitzenden des IGB, Genossen Citrine, mit einer Rede eröffnet, worin er auf die Umwälzung in Spanien Bezug nahm. Der Tätigkeitsbericht des Vorstandes wurde von dem Generalsekretär Schevenels noch mündlich erläutert. In der sich dem Tätigkeitsbericht anschließenden Debatte dankten Zulawski (Polen) und Buozzi (Italien) dem IGB für die Unterstützung.

Sodann wurde der Bericht einstimmig genehmigt. Über die Vorschläge der beiden Internationalen betr. Maßnahmen und Richtlinien im Kampfe gegen die Wirtschaftskrise und die Arbeitslosigkeit referierte Leipart, der eine gründliche Analyse der Ursachen und Auswirkungen der Wirtschaftskrise

Vom Vorstand

Telegrammschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

Mit Sonntag, dem 24. Mai, ist der 22. Wochenbeitrag der Zeit vom 24. bis 30. Mai 1931 fällig.

Mitglieder, die auf die Reise gehen oder den Arbeitswechselländer, haben sich bei der Verwaltungsstelle ihres bisherigen Aufenthaltsortes unter Vorlage des Mitgliedsbuches abzumelden. Mitgliedsbücher, die diese Abmeldung nicht enthalten, können von keiner Verwaltungsstelle zur Anmeldung entgegengenommen werden, auch darf auf solche Mitgliedsbücher kein Reisegebühren ausbezahlt werden. Bei Übersendung des Mitgliedsbuches an frühere Verwaltungsstelle zum Zwecke der Abmeldung ist der Rückporto beizulegen, auch dann, wenn diese Übersendung durch eine Verwaltungsstelle erfolgt. Die Portokosten gehen Lasten des betreffenden Mitgliedes.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstand

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg, Rothenbaumchaussee 20

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im April 1931

Krankenkasse:	
Einnahmen	72 131,77 M
Ausgaben	115 448,79
Mehrausgaben	43 317,02
Kassenbestand am 1. April 1931	1 960 826,95
Kassenbestand am 30. April 1931	1 917 509,93
Sterbekasse:	
Einnahmen	77 739,58 M
Ausgaben	36 238,17
Mehreinnahmen	41 501,41
Kassenbestand am 1. April 1931	1 622 263,51
Kassenbestand am 30. April 1931	1 663 764,92

Kollegen aller Berufe! Schützt euch und eure Familie in Krankheitsfälle vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiterkrankenkasse ein. Folgt nicht den Lockungen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen aber nichts zu sagen habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei euren eigenen Unternehmungen versichert. Heute ist die Notwendigkeit der Zugehörigkeit zu einer guten Zuschußkasse dringender denn je; denn der bei den Pflichtkassen erfolgte Abbau kann nur durch die Leistungen der Zuschußkassen wieder ausgeglichen werden. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Verwaltungsstellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Beitritt kann bei den örtlichen Verwaltungsstellen jederzeit erfolgen, oder man wende sich an die Hauptverwaltung „Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.), Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 20.“

Hamburg, im Mai 1931

Der Vorstand

sowie eine Übersicht der bisherigen Arbeit auf diesem Gebiet gab und die Richtlinien für die zukünftige Tätigkeit aufzeichnete. Falls der gegenwärtigen Krise ernsthaft entgegengekömmt werden soll, ist es höchste Zeit, daß der von den beiden Arbeiter-Internationalen vorgezeichnete Weg beschritten wird. Zum Schluß ersuchte Leipart den Ausschuß, der von der gemeinsamen Kommission aufgestellten Forderung betreffend die 40 stündige Arbeitswoche zuzustimmen, womit der diesbezügliche Beschluß des Stockholmer Kongresses, der der Forderung der 44-Stunden-Woche galt, überholt ist. Nach einer regen Aussprache stimmte der Ausschuß diesem Antrage zu.

Das Aktionsprogramm wurde vom Generalsekretär Schevenels unterbreitet. Im Jahre 1931/32 soll sich die Wirksamkeit des IGB hauptsächlich auf folgende Gebiete erstrecken: Wirtschaftsfragen, Fragen der Sozialpolitik und der Arbeiterbildung, Kampf gegen Krieg und Faschismus, Aktion zugunsten der Abrüstung, Erweiterung des Einflusses des IGB, Werbung neuer Mitglieder und gewerkschaftliche Propaganda. Der Punkt: Internationale Konventionen der Internationalen Arbeitskonferenz wurde vom Genossen Mertens eingeleitet. Bei den Besprechungen des diesjährigen Berichts des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes, in dem die Frage der Arbeitslosigkeit einen breiten Raum einnehmen wird, werde sich die Frage einer weiteren Verkürzung der Arbeitszeit ganz von selbst aufdrängen. Durch größtmögliche Beeinflussung ihrer Regierungen muß die Arbeiterbewegung bestrebt sein, die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Arbeit in Genf zu schaffen.

Weiter nahm der Ausschuß Stellung zur Frage einer Studienreise nach dem Fernen Osten und beauftragte den Vorstand, die nötigen Maßnahmen für die Durchführung dieser Reise zu treffen. — Die ordentliche Ausschusssitzung des nächsten Jahres soll in der Schweiz abgehalten werden. Mit Worten des Dankes an die spanischen Kameraden und die spanische Regierung für die erwiesene Gastfreundschaft schloß der Vorsitzende Citrine die Ausschusssitzung.

Im Anschluß an die Ausschusssitzung fand die Konferenz des Vorstandes mit den Vertretern der internationalen Berufssekretariate statt, die sich hauptsächlich mit verschiedenen die Arbeit in Genf betreffenden Fragen befaßte. In geschlossener Sitzung fand eine gründliche Beratung dieser Angelegenheit statt. Außerdem beschäftigte sich die Konferenz mit der vom Stockholmer Kongreß beschlossenen Untersuchung der Möglichkeit eines Einbaues der IBS in den IGB. Bis zur nächsten Konferenz des Vorstandes des IGB mit den internationalen Berufssekretariaten soll der Vorstand diese Untersuchung durchgeführt haben und der Konferenz einen Bericht über das Ergebnis unterbreiten.

Die Metallarbeiter-Zeitung

gründlich lesen, dann weitergeben an Unorganisierte und Gleichgültige. Weröt mit eurer Zeitung für eure Sache!

Sowjetrussische Betriebszustände

Seit Durchführung des Fünfjahresplanes in Rußland hat sich in den Betrieben viel geändert. Das Arbeitstempo ist ein amerikanisches geworden. Die Rationalisierung ging in den Betrieben nicht spurlos vorüber. Sie hat zum Prinzip, daß keine Arbeiter entlassen werden. In der Praxis ist es jedoch anders.

Die Zigarettenfabrik „Rosa Luxemburg“ in Rostow hat den größeren Umfang rationalisiert. Verschiedene Abteilungen sind zur maschinellen Bearbeitung übergegangen, wodurch andere geschlossen wurden. Viele Arbeiter wurden entlassen. Der Fünfjahresplan der Zigarettenfabrik sieht vor, daß bis zu seinem Ende die Belegschaft um 25 bis 30 vH verringert ist (Belegschaft 1000). Jeder Arbeiter, der entlassen wurde, bekam zwei Monate den Lohn im voraus als Abfindung. Sie ist für die Arbeiter, die auf Grund der Rationalisierung entlassen werden, die einzige Sicherung. Diese Sicherung wurde aber im Jahre 1929 durch eine Regierungsverordnung aufgehoben.

Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei gab Ende 1929 eine Verordnung heraus, die zum Ziele hatte, alle Macht den Fabrikverwaltungen zu übergeben. Bisher hatten die Verwaltungen mit dem Arbeiterrat zusammengearbeitet. Diese neue Verordnung der Kommunistischen Partei aber schmälerte die Rechte des Arbeiterrates ganz beträchtlich. Entlassungen, Maßregelungen oder sonstige technische Maßnahmen, die den Arbeitern schaden, konnten ohne die Zustimmung des Arbeiterrates nicht durchgeführt werden. Durch die neue Verordnung bekamen die Fabrikverwaltungen die völlige Macht. Die Verwaltung kann Arbeiter entlassen, ohne den Arbeiterrat zu verständigen.

Die Betriebe, die zur Kriegsindustrie zählen, unterstehen der GBA. (Politische Polizei). In diesen hat der Arbeiter überhaupt keine Rechte. Hier werden übrigens nur russische Staatsbürger beschäftigt. So wurde in einem Rostower Betriebe (Kriegsindustrie) die oben erwähnte Verordnung, wonach alle Verfügungen in Händen der Fabrikverwaltungen liegen, von einem kommunistischen Arbeiter vorgelesen und stillschweigend von der Versammlung aufgenommen. Zu dem Vorleser sagte nachher ein parteiloser Arbeiter: „Schämst Du Dich nicht, unser eigenes Todesurteil vorzulesen.“ Der Vorleser antwortete: „Was kann ich machen, ich wurde dazu von der kommunistischen Parteizelle bestimmt.“ Es kamen Befehle von der GBA, bestimmte Arbeiter, die in Fabrikversammlungen kritische Ausführungen oder Zwischenrufe gemacht haben, zu entlassen. Die Arbeiter verlangten nun vom Arbeiterrat zu wissen, warum sie entlassen wurden. Der Arbeiterrat sagte: „Ich kann darüber nichts erfahren, man sagt mir, das sei Kriegsgeheimnis.“ Lohnregelungen werden nicht zwischen den Arbeitern und der Verwaltung abgeschlossen, sondern von Moskau aus zugeschickt und die Arbeiter müssen damit zufrieden sein.

Ungefähr 60 vH der Betriebe arbeiten in der Fünfjahreswoche. Das bedeutet, vier Tage arbeiten und den fünften Tag frei. Oberflächlich könnte man annehmen, daß der Arbeiter dadurch mehr freie Zeit habe wie früher. Ob das so ist, werden wir gleich sehen. In der Fünfjahreswoche hat der Arbeiter im Jahre 73 freie Tage, dazu noch 5 revolutionäre Feiertage, das ergibt 78 Tage. Bei der alten Arbeitszeit hatte der Arbeiter im Jahr 79 freie Tage. Die sich wie folgt zusammensetzten: 52 Sonntage und 13 sonstige Feiertage, außerdem wurde vor jedem Sonntag und Feiertag die Arbeit mit Bezahlung 2 Stunden früher eingestellt. Das ergibt 112 Arbeitsstunden oder 14 volle Arbeitstage; alles zusammen $65 + 14 = 79$ freie Tage im Jahr. Dabei ist wichtig, daß

der Arbeiter vor der Fünftageswoche bei den 79 freien Tagen 14 Tage mit Bezahlung hatte, die jetzt bei der Fünftageswoche in Wegfall kommen. Die Einsparung der 14 freien Tage wird bei der Regierung der Hauptgrund gewesen sein, die Fünftageswoche einzuführen. Der Arbeiter hat bei der Durchführung der Fünftageswoche verloren, und zwar einen unbezahlten freien und 14 freie Tage mit Bezahlung.

Die Arbeitsnorm des Akkords wurde ganz gewaltig erhöht. Um etwas zu verdienen, ist der Arbeiter gezwungen, zu pfuschen, was zur Folge hat, daß viel Ausschub gemacht wird, teilweise ist auch das schlechte Material schuld. Solche Arbeiter werden mit Strafen belegt. Sie müssen das verdorbene Eisen vergüten und die verwendete Zeit wird nicht bezahlt. Als Beispiel diene folgender Fall: Ein Pressearbeiter hatte 29 Rubel an Lohn zu erhalten. Davon wurden ihm 9 Rubel als Strafe einbehalten, weil er Details stanzt, die nicht mehr gebraucht werden. So geschieht es mit dem Werkzeug. Für sämtliche abhandengekommene Werkzeuge ist der Arbeiter haftbar. Als ich in Rostow in der Fabrik „Krasny Shtampowschik“ aufhörte, wurden mir 8 Rubel für einen Kaliber einbehalten, obwohl es verschiedene Arbeiter benutzten und nur auf meinen Namen eingetragen war. Der Kaliber wurde im Betrieb gestohlen.

Es ist eine allgemeine Erscheinung in den russischen Betrieben, daß viel gestohlen wird, d. h. ein Arbeiter den anderen bestiehlt. Das hat teilweise seinen Grund in der schlechten wirtschaftlichen Lage der Arbeiter. Wird ein Dieb erwischt, wird in der Fabrik Gericht über ihn abgehalten; als Ankläger fungieren Arbeiter aus dem Betrieb. Das Urteil lautet meist auf Entlassung und Ausschluß aus dem Verband „wegen Diebstahl am proletarischen Staat“. Ist ein Arbeiter nicht Mitglied des Verbandes, so kann er schwerlich wieder Arbeit bekommen.

Es wäre in solchen Fällen am Platze, sich zu fragen, was den Arbeiter veranlaßt zu stehlen. Schuld ist nur sein geringer Verdienst, mit dem er kaum das Leben fristen kann. In der Schuhfabrik werden die Arbeiter bei jedem Fabrikausgang von eigens dazu angestellten Portiers durchsucht, von oben bis unten abgegriffen. In Metallbetrieben („Krasny Shtampowschik“) werden im Beisein des roten Direktors mitunter Stichproben (wobei alle untersucht werden) durchgeführt.

Die Arbeitsdisziplin ist in den Betrieben sehr streng; der Arbeiter hat nicht das Recht, seine Arbeitsstelle freiwillig zu verlassen. Tut er das, so hat er zwei Monate keinen Anspruch auf Arbeit, oder wird zur Strafe, wenn er Spezialist ist, auf Tagelöhnerarbeit geschickt. Die Fabrikverwaltung hat andererseits das Recht, die Arbeiter zu Hunderten vor die Türe zu setzen. Mitte Dezember 1930 wurden in Rostow in einigen Betrieben wegen Materialmangel Arbeiter entlassen. Bei „Selmaschtrou“ 3000 (teilweise Saisonarbeiter), „Mikojana“ 1200, „Krasny Shtampowschik“ 100 Mann. Es wurde eine Fabrikversammlung einberufen. Die Arbeiter waren bestürzt über die Entlassungen. Der Vertreter der Verwaltung sagte, daß die 100 Arbeiter in anderen Betrieben untergebracht werden würden. Dies stellte sich als eine glatte Unwahrheit heraus, da in den übrigen Betrieben ebenfalls Entlassungen vorgenommen wurden. Bei den Entlassungen wurden Arbeiter mit folgenden „Vorwürfen“ berücksichtigt: Nichterfüllung der Arbeitsnorm, scharfe kritische Zungen, ungenaue Arbeit, Bummler. Kommunisten waren in unserem Betriebe nicht unter den Entlassenen. Die Verwaltung weigerte sich über eine Woche, an die Arbeiter zwei Wochen Lohn als Ausgleich zu zahlen. Sie bequeme sich erst dazu, als sie einen Skandal befürchten mußte. Willibald Gänger.

gepilgert. Franzosen, Belgier, Engländer, Deutsche. Zu Fuß und zu Wagen. Französische Soldaten betrachten sehr eingehend die Stätte des Mordens, die Höllen des Verderbens. Ihre Augen drücken Abscheu aus, und Ekel ihre Gebärden.

Von hier können wir hinübersehen zum Fort Douaumont. Weithin sichtbar ragt das Gebeinhaus mit dem hohen Turm, dessen Lichter in der Nacht Licht werfen und Totenwacht halten über den Gräbern der gefallenen Soldaten. 800 000 und mehr liegen hier im Massengrab vereint. Ungeachtet, ob Freund, ob Feind. Im Tode sind sie gleich. Lebend waren sie sich Feind, glaubten sich feind zu sein, glaubten alle, ihr Vaterland zu verteidigen und wurden doch nur so geschoben, wie es den Verdienern und Gewinnern des Krieges genehm schien. Die Hunderttausende weiße Holzkreuze am Abhange vor dem Gebeinhaus, überweht von der Trikolore, reden eine stumme, aber eindringliche Sprache. Die hölzernen Kreuze stehen da in der blendenden Sonne, während dessen modern unter der Erde die Knochen der Krieger.

In der Gebeinhalle des Forts Douaumont stehen Särge über Särge. Sie bergen Knochenreste — von Hitze und Kälte gebleichte Knochen vieler Hunderte von Toten, die man in einzelnen Gebietsabschnitten findet, in Särgen sammelt und aufbewahrt. „Sammelt, um zu helfen und unsere großen Toten von Verdun vor dem Vergessen zu retten.“ So steht es am Eingang zum Gebeinhaus, das aus großen Sandsteinen gebaut, stets erweitert, vergrößert wird. Denn es wächst und wächst die Zahl der knochenbergenden Särge!

In dem andachtsvollen, heiligen Raume treibt wucherisches Händlerum üppige Blüten. Christliche Demut wird eingeschätzt nach dem Geldbeutel. Kerzen gibt es zum Opfern zu 3, 5 und 10 Franken, ganz nach dem „christlichen“ Gefühl oder der Glaubensstärke. Hier gehört ausgefegt! Was tun diese Händler hier? Krieg haben sie gepredigt und Bajonette und Kanonen gesegnet und Soldaten ohne Gewissensbisse dem Tode geweiht. Was wollen sie nun hier? —

Wenige hundert Meter vom Gebeinhaus ist das Bajonettgrab. Im Schützengraben waren sie — französische Soldaten, Bajonette aufgepflanzt —, so erzählt man, bereitgestanden zum Angriff, sprungfertig. Da kam eine Welle giftiger Gase und erstickte sie. So, wie sie waren, stehen sie heute noch, überdeckt mit Erde. Die Spitzen der Gewehrläufe und die Bajonette spießen aus der Erde heraus.

Wer sind die Toten? Helden?

Ein paar Schritte durch das Gestrüpp. Liebliche Blaublümlein dazwischen. Erstes Grün bricht aus den Zweigen. Bald wird Laubdickicht alles verhüllen. Heute sieht man noch die Gräben und Löcher in der Erde. Heute sieht man noch Handgranaten in Gräben liegen — auch Konservendosen dabei. Rostzerfressene Gewehrläufe und durchlöchernte Stahlhelme. Da liegen ein paar Schuhe. Wie gut sehen sie noch aus — Täuschung! Leicht rührt der Fuß daran — und in Staub sind sie zerfallen. Nun passen sie zu ihrer Umgebung. —

Die Straße führt uns weiter — durch den Rabenwald, vorbei am „Toten-Mann“ und der Höhe 304. Beide mit vielen Menschenleben bezahlte, heißumkämpfte, gewonnene und wieder verlorene Gebiete.

Zurück geht die Fahrt nach Nancy. Seelisch bedrückt und fiebernd arbeitenden Geistes sitzen wir im Wagen. Die Augen möchte man zudrücken, ganz abgeschlossen sein von der Umwelt. Nichts tut jetzt mehr not, denn allein zu sein... A. Haas.

Die Lohnabbauwelle in Frankreich

Wenn auch Frankreich von der Wirtschaftskrise in viel geringerem Umfang als die andern Länder ergriffen ist, so spürt dennoch die französische Wirtschaft die Folgen der Weltwirtschaftskrise vor allem durch den Rückgang der Ausfuhr. Dieser Rückgang ist vornehmlich auf die verminderte Kaufkraft auf dem Weltmarkt zurückzuführen. Frankreichs Stellung auf dem Weltmarkt wurde jedoch dadurch erschwert, daß, während in der Krise die andern Länder ihre Produktionskosten sehr stark zu senken vermochten, die Produktionskosten der französischen Industrie noch bis zuletzt anstiegen. Die Lohnhöhe war daran völlig unbeteiligt. Wurden zwar die Löhne in den letzten Jahren in der französischen Industrie wiederholt erhöht, so entsprachen die Lohnhöhungen allein der Steigerung der Lebenshaltungskosten, ja blieben vielfach unter dieser Steigerung, so daß die Arbeiter an den Erfolgen der erhöhten Arbeitsproduktivität nicht beteiligt wurden. Während die Großhandelspreise infolge der billigen Rohstoffzufuhr ähnlich wie in andern Ländern erheblich zurückgingen, sind die Lebenshaltungskosten noch immer im Steigen.

Die Indexpzahl für die Lebenshaltung einer vierköpfigen Arbeiterfamilie in Paris betrug kürzlich 597 (1914 = 100), während sie im Durchschnitt 1930 581, im Durchschnitt 1929 556 betrug. Die Indexpzahl für Lebensmittel stieg sogar kürzlich auf 603. In der Provinz war die Verteuerung der Lebenshaltung teilweise noch größer. Die Steigerung der Produktionskosten der französischen Industrie ist die Folge einmal der Tatsache, daß sich die zur Zeit der Stabilisierung des Franken noch im Vergleich zu andern Ländern niedrigen französischen Warenpreise allmählich den Weltmarktpreisen anpaßten. Die gewaltige Kapitaleinfuhr durch Einströmen von Gold und Devisen trug zur Preissteigerung erheblich bei. Die größte Teuerungswelle wurde jedoch durch die Agrarschutzzölle ausgelöst. Ähnlich wie in Deutschland wurden auch in Frankreich die Getreidepreise vom Weltmarkt völlig losgelöst. Gewaltige Weizenzölle in Verbindung mit Vermahlungszwang bewirkten es, daß der Weizenpreis in Frankreich zur Zeit dreimal so hoch ist wie der Weltmarktpreis, ja sogar höher ist als in Deutschland.

Die Konkurrenzfähigkeit der französischen Industrie auf dem Weltmarkt soll nun auf dem Rücken der Lohnarbeiter erhöht werden, obwohl die Löhne an der verschlechterten Konkurrenzfähigkeit völlig unbeteiligt sind. Zuerst machten die Bergbauunternehmer einen Vorstoß gegen die Löhne und haben zunächst eine Verminderung der Zuschläge zum Grundlohn um 10 vH angekündigt. Nach langen Verhandlungen wurde eine Kürzung auf 6 vH vereinbart, was einer Herabsetzung des Lohnabkommens der Bergarbeiter um etwa 8,4 vH gleichkommt. In anderer Industriezweigen wurden Lohnsenkungen von 5 bis 8 vH durchgeführt. Die Textilindustriellen fordern eine Lohnkürzung um 19 vH, was den heftigsten Widerstand der Gewerkschaften fand. Die Verhandlungen darüber sind noch nicht abgeschlossen. Die Lohnabbauwünsche der Unternehmer werden vor allen Dingen mit dem Lohnabbau in Deutschland begründet.

Wir waren beim „Erbfeind“

Deutsche Arbeiter auf französischen Schlachtfeldern

Unser Wagen rollt auf neuer Straße. Pfeilgerade zieht sie durchs Land über Berge hinweg gen Verdun. Wohlbeackerte Felder und saftstrotzende Wiesen mit weidendem Vieh. Gemächlich äsende Kühe, wollige Schafe, dazwischen muntere Füllen, lassen die Landschaft Frieden atmen. Am Straßenrand ein Denkmal, den in diesem Gebiete Gefallenen zu Ehren. Das Kriegsgebiet hat demnach begonnen, die Schlachtfelder um Verdun. Abgestumpfte, kahlgeschossene Bäume ragen überm Gesträuch. Gräben, rankenüberwuchert, durchziehen verbecktes Ödland. Granattrichterbesät. Schwarzgraue Löcher im Berghang — Betonbrocken und versperptes Gehölz deuten auf Unterstände. Verrosteter Stachelgrah, zerrissen und zerknäut, verwehrt menschlichem Fuße den Tritt. Links von der Straße ein ganz neues Dorf. Zeugendes Symbol unverwundlicher Tatkraft. Rechter Hand graue Ruinen, Schlupfwinkel flüchtigen Getiers. Hin und wieder frisch gepflügtes Gelände.

Den letzten Bergrücken vor Verdun ist unser Wagen hinaufgekrochen. Unten an den Ufern der Maas liegt Verdun, rings von Höhen umgeben, die, ausgehöhlt und betoniert, mit Kanonen und Maschinengewehren gespickt, ein Fortgürtel waren. Tausenden und aber tausenden Soldaten das Leben kosteten, die Stadt aber vor der Eroberung, vor der Zerstörung durch die deutschen Heere retteten. Im Mittel der Stadt steht, alles überragend, ein Riesenmonument, gleich so, als wollte der geharnischte Kriegsmann die Hände schützend ausbreiten über die Stadt, aber auch nach allen Höhen hin den Feinden die Fäuste entgegenrecken. Im Hofe des Rathauses ein deutsches 42-cm-Geschöß. Es war abgefeuert worden, um zu zerstören. Es zerplatze nicht — es zerstörte nicht. Heute aufgestellt — den Menschen zur Warnung.

Jetzt wollen wir den jenseitigen Berg hinan auf der Straße, die an ihrer Kreuzung oben auf der Höhe den der Stadt nächstgelegenen Punkt darstellt, den deutsches Militär erreichen konnte. Mit dem Tode ringend, liegt verkrampt ein steinerner Löwe auf steinernem Sockel. Sinnbild heroischen Todeskampfes.

Man hat in diesem Gebiet fast nichts aufgeräumt. Im Graben am Straßenrand liegen Schienen der Schmalspurbahn, die totspieende Geschütze transportierte. Zwischen dichtem Heckengestrüpp wunden sich Gräben — verspannt mit Stacheldrähten, die an verborgenen spanischen Reitern hängen. Granattrichter, angefüllt mit stickigem Wasser. Rostiges Eisengut. Gelb und dürr das Gras. Versteckt spitzten Veilchen hervor. Es ist, als fürchteten sie hier, ihr Blau zu zeigen. Rot müßten hier die Blumen sein, blutigrot die Weidenkätzchen und Haselblüten; rot müßte hier die Erde sein, und was auf ihr gedeiht, müßte nach Blut schmecken. Rot von dem Blute einer Million Soldaten, die hier sinnlos ihr Leben endeten.

Fort Vaux, heißumkämpfter strategischer Punkt, nach wiederholtem Ansturm von den Deutschen zweimal genommen (31. März und 6. Juni 1916) und von den Franzosen am 1. November wieder zurückerobert, ist heute ein Trümmerhaufen. Zerwühlter Eisenbeton und georste Panzerplatten, von ein paar niederen Gängen durchzogen. Stockdunkel ist das Innere. Hörbar tropft Wasser von den Wänden und sammelt sich im Gange zu stinkenden Pfützen. Gebückt schleichen wir hindurch. Der Schein der Taschenlampe geistert die Wand entlang, läßt Gewehrstände erkennen und in verschütteten Mannschaftsräumen übereinandergelagelte Holzpritschen. Selten fällt ein Strahl natürlichen Lichtes durch irgendein Loch — Schießscharte oder sonstwas herein. Alles sieht schrecklich abstoßend aus, so naß, so kalt, daß Schauer um Schauer den Körper durchrast und Bilder greulichen Mordens vor den Augen erstehen.

Ist man dann durch ein Loch wieder ins Freie gekrabbelt, steht man vor einer unbeschreiblichen Ode. Es tauchen Szenen auf aus den Kriegsfilmern, Worte aus Büchern von Barbusse, Remarque und Dourgel werden lebendig und zwingen jeden menschlichen Menschen auf die Knie, heißen ihn die Hände zu ballen gegen alle, die dieses namenlose Elend ungesühnt verschüedet. Diese Stätten des Menschenschlachthaus sind zu Beichtstätten aller Friedensfreunde geworden. Hier treffen sich alle. In unendlichen Schlangen kommen sie

Ringen um die Sozialversicherung

Nach der „Reform“ der Krankenversicherung sollen nunmehr auch die anderen Versicherungseinrichtungen an die Reihe kommen. Die Rückschrittler aus allen Lagern, voran das beutegierige Unternehmertum, halten die Zeit für gekommen, der Sozialversicherung den Todesstoß zu versetzen. Ihre Behauptungen gehen dahin, unser Versicherungswesen sei in seinen Grundzügen faul und mädig geworden. Die Sozialversicherung lebe nur von den Opfern, die durch die große Zahl der „Tüchtigen“ — tüchtig im Ausbeuten der Arbeiterschaft — ihr Leben lang für die „Faule und Untüchtigen“ gebracht würden. Die „Vorbelastung der Wirtschaft“ durch die Sozialversicherung sei nicht mehr tragbar, es müsse endlich mit dem „Versicherungsunfug“ aufgeräumt werden, sonst käme die deutsche Wirtschaft völlig zum Erliegen.

Ein Berliner Großindustrieller gab einmal der Auffassung seiner Kreise über die Sozialversicherung in folgender Form Ausdruck:

„Das Natürlichste wäre, daß jeder sich Rücklagen (!) für Krankheit und Alter mache. Nur wo sie nicht ausreichen, müsse die Armenfürsorge eintreten. Die Tatkraft des einzelnen werde gelähmt, wenn er wisse, daß die Versicherung hinter ihm stehe. So werde der Spartrieb gelähmt und es gingen der Volkswirtschaft große Werte verloren. Je höher die Leistungen, desto größer die Anzahl der Leistungsfälle.“

Die alte Leier. Die Krankenversicherung tötet den Willen zur Gesundheit, die Unfallversicherung steigert die Lust zum Verletztwerden, die Invalidenversicherung untergräbt den Spartrieb und die Arbeitslosenversicherung ist eine direkte Faulheitsprämie. Und das Beschämendste ist, daß sich den durch keinerlei Sachkenntnis beschwerten Kritikern auch noch sogenannte „Wissenschaftler“ anschließen, um diese Tollhäuserleien zu unterstützen.

Welche Beweggründe waren denn bei der Schaffung der ersten sozialpolitischen Gesetze maßgebend? Diese Gesetze wurden doch nicht aus Liebe zu den Arbeitern geschaffen. Vielmehr war die Triebfeder für das Handeln der damaligen Machthaber die Tatsache, daß nach dem Kriege 1870 die einsetzende starke Industrialisierung Deutschlands die Wehrfähigkeit der Arbeiterschaft immer mehr zurückgehen ließ. Der damalige Militärstaat fand bei den Rekrutierungen in den Industriegebieten immer weniger „taugliches Menschenmaterial“. Diese Tatsachen gaben damals den Ausschlag für die Schaffung der ersten Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetze. Es waren also rein staatspolitische Erwägungen, die für die ersten Gesetze den Ausschlag gaben.

Die gleichen Gründe sind aber auch heute noch, vielleicht in noch stärkerer Maße wie damals, vorliegend. Die Hetzer gegen die sozialpolitische Gesetzgebung vergessen bei ihrem unverantwortlichen Treiben ganz, daß doch das wertvollste Gut einer jeden Nation die Volksgesundheit ist. Aus diesem Grunde hat der Staat die Aufgabe, zur Erhaltung der Volksgesundheit und zum Schutze der arbeitenden Bevölkerung vor der äußersten Not das Weitzmöglichste zu tun. Die dafür aufgewandten Gelder, wie die gesamten Kosten der Sozialversicherung, sind ja doch Mittel, die von den Hand- und Kopfarbeitern erst erarbeitet werden müssen. Die schaffende Bevölkerung, der für das Volksganze wertvollste Teil hat ein Anrecht darauf, daß ihre Belange zumindest in der gleichen Weise vom Staate berücksichtigt werden, wie es die Unternehmer und andere wesenverwandten Kreise für sich als selbstverständlich voraussetzen. Es ist darum eine Unverfrorenheit, daß diese Kreise durch ihr ständige Hetze versuchen, der so mühsam aufgebauten Sozialversicherung den Lebensadern abzuschneiden.

Als Erfolg der jahrelangen Bemühungen der Schlot- und Kränzler und ihres Anhangs sollen, nach Zeitungsnachrichten, im Reichskabinett verschiedene Entwürfe zur „Sanierung“ der Knappschafts- und Invalidenversicherung, sowie zur „Reform“ der Unfallversicherung vorliegen. Unnötig zu erwähnen, daß bekanntlich schon seit Monaten eine Kommission von „Wissenschaftlern“ darüber brütet, wie die schon so häufig „reformierte“ Arbeitslosenversicherung zum Schaden der Erwerbslosen noch mehr „verbessert“ werden kann. Die Volksfeinde aller Schattierungen halten den Zeitpunkt für gekommen, der ihnen so verhaßten Sozialversicherung einen tüchtigen Stoß zu versetzen.

Gegenüber diesen Bestrebungen muß vom Standpunkt der Versicherten aus mit Nachdruck betont werden, daß selbst dann, wenn es gelingen sollte, die Arbeitslosigkeit erheblich einzudämmen, es dennoch vorrangigste Aufgabe des Staates bleibt, zumindest die ohnehin zu körperlichen Leistungen sicherzustellen. Einschränkung der Leistungen oder Einengung des von der Versicherung betreuten Personenkreises verdient den schärfsten Widerstand, weil es nur zu einer weiteren Inanspruchnahme der so schon aufs äußerste angespannten geldlichen Mittel der Gemeinden führen würde. Wenn die durch die große Arbeitslosigkeit spärlicher fließenden Geldmittel des Versicherungsträgers nicht zur Bestreitung der Ausgaben langen, dann hat der Staat die Verpflichtung, öffentliche Gelder bereit-

zustellen. Das Reich hat doch Milliardenbeträge für den völlig übrigen Militarismus flüssig. Es hat auch dann Geld, wenn es sich darum handelt, dem Junkertum Milliardenbeträge in Form von „Osthilfe“ zuzuwerfen, ungeachtet der vielen sonstigen zwecklosen Dinge, für die Reich und Länder jährlich Hunderte von Millionen Mark verpulvern.

Auch die geplante „Sanierung“ der Knappschafts- und Invalidenversicherung soll wieder zu Lasten der Versicherten gehen, indem die Leistungen gekürzt werden. Wo ist denn das Milliardenvermögen der Invalidenversicherung, das in der Vorkriegszeit, begünstigt durch die niedrigen Leistungen des Versicherungsträgers, angesammelt werden konnte, geblieben? Die Kriegsanleihen des Reiches haben es aufgesogen und den Kriegslieferanten ist es zugeflossen! Und wenn das Unternehmertum für die Unfallversicherung Leistungsabbau fordert unter dem Vorwand, die von ihm allein aufgebracht Beiträge — die ja auch von den Versicherten erarbeitet werden müssen — reichen zur Befriedigung der Ansprüche nicht mehr aus, so muß auch diese Forderung nachdrücklichst abgelehnt werden. Kein Abbau, sondern Ausbau der Versicherung, auch in Hinsicht einer Erweiterung des Begriffs der Berufskrankheiten. Wenn die geldliche Lage der Berufsgenossenschaften so schlecht ist, dann ist das weniger auf die „hohen“ Unfallentschädigungen als auf die ständig steigende Zahl der Betriebsunfälle infolge der Hetzjagd in den Betrieben zurückzuführen. Unfälle, die vielfach aus der wilden Hast und der dadurch bedingten Außerachtlassung der Unfallverhütungsvorschriften erklärlich sind.

Die Arbeiterschaft hat in den letzten Jahren Opfer über Opfer gebracht. Erinnert sei nur an die Lohnabbauwellen und die berüchtigte „Preissenkung“. Den Lohnsenkungen ist auch nicht im entferntesten eine gleich fühlbare Preissenkung gefolgt. Das Maß des Ertragens ist für die Arbeiterklasse übervoll. Zu den jetzigen erdrückenden Lasten auch noch einen starken Abbau der Leistungen der Sozialversicherung, muß die Not unerträglich machen und schwere Kämpfe auslösen. Das mögen die Verantwortlichen wohl bedenken. Mit „Notverordnungen“ schafft man die Not nicht aus der Welt. Die Sozialversicherung hat bisher, abgesehen von ihren Leistungsmängeln, im allgemeinen gut gewirkt. Sie zu beseitigen hieße ein Stück aus dem Volkskörper herausreißen. Ebbinghaus.

Organisationskunst an verkehrter Stelle

In der Beilage des Berliner Tageblatts Die Brücke (Nr. 16) beschreibt einer die Verhältnisse auf einem Arbeitsnachweis im Osten Berlins. In der Notiz finden wir folgende Stelle: „Viele Plakate sind an den Wänden und organisieren das Warten. Ja, sie organisieren es wirklich... Nur der Zettel und Plakate sind viel zu viele, und das Warten dauert schon viel zu lange, und schließlich muß es doch auch etwas anderes als das Warten zu organisieren geben... Alles wartet. Tausende sind es hier. Tag für Tag. Monat für Monat.“ — Es ist sicher nicht so leicht, eine Abfertigungsstelle des Arbeitsamts so zu organisieren, daß ein riesiger Verkehr sich reibungslos abwickelt. Aber könnte dieser Aufwand von Organisationskunst nicht darauf verwandt werden, Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Hierauf sollte alle Organisationskunst gerichtet sein. Schließlich kommt es nicht darauf an, das Warten und das Nichtstun zu organisieren, sondern den Millionen Arbeit und Brot zu geben.

Wo muß der Lohn abgebaut werden

Unter dieser Spitzmarke brachten wir in Nr. 15 nach dem Rieseneinkommen einer Anzahl industrieller Direktoren aus das Jahresgehalt von zehn kirchlichen Würdenträgern. V. sagte dort: Es erhalten an Jahresgehalt der Erzbischof von Köln 194 000 M usw. Darauf teilt uns der Herr Domkapitular von Aachen, Jansen, mit, daß diese Angaben insofern richtig seien, als in der von uns genannten Summe für die einen Bischof die Summe aller Gehälter der betreffenden Diözese enthalten sei. Das ist, so fährt der Herr Domkapitular fort, zum Beispiel für Köln 1 Erzbischof, 1 Weihbischof, 1 Dompropst, 10 Domkapitulare und 10 Domvikare. Es seien daher der für Köln angeführten Summe 20 Gehälter enthalten.

Nach der Richtigstellung des Herrn Jansen kommt für die Diözese Köln ein jährlicher Durchschnittsgehalt von 9700 M für jeden der 20 Würdenträger heraus. Da nun die unteren Würdenträger nicht gerade hoch bezahlt sind, so erhöht sich dementsprechend das Gehalt der oberen. Um wieviel können wir jedoch nicht sagen, da es Herr Jansen leider unterläßt, dies mitzuteilen. Vielleicht teilt uns der Herr Jansen noch ein Gehälter dieser Würdenträger mit.

In den von uns angeführten Gehaltssummen sind nicht, wie angenommen werden mag, auch die sachlichen Ausgaben der Diözesen enthalten. Denn nach dem Etat für 1931 des Ministeriums für Kunst usw. (Position 190, Seite 148) wird beispielsweise gezahlt an die

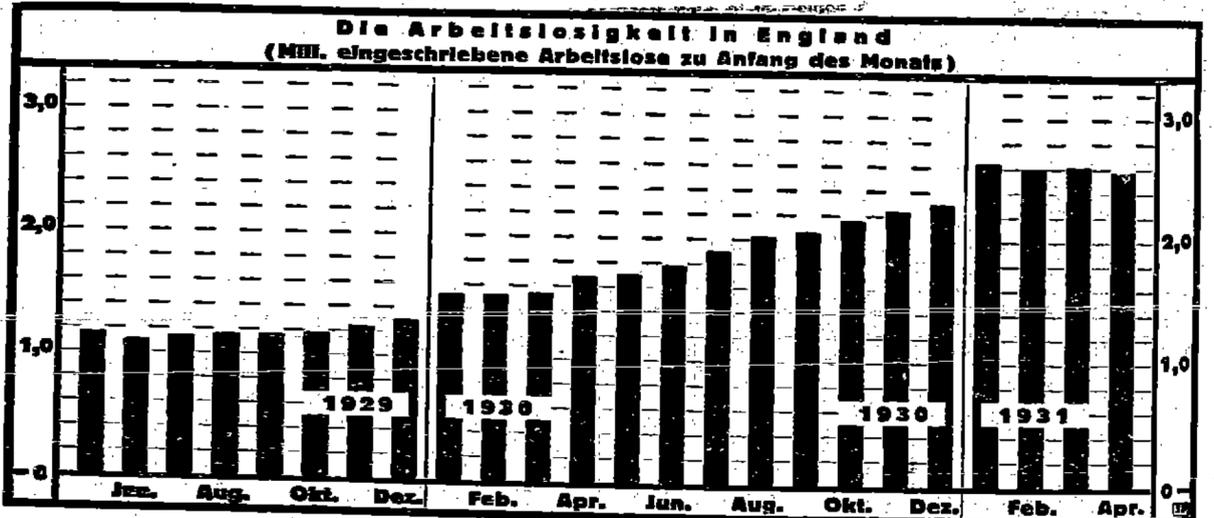
Diözese	Besoldung der Bischöfe, Vikare	Verwaltung der Diözesen		Zusammen
		sachlich	persönlich	
Köln	194 000 M	65 697 M	84 137 M	343 834
Münster	154 740 M	35 776 M	46 742 M	237 268
Paderborn	159 156 M	43 654 M	138 145 M	340 955
Prag	—	3 000 M	9 000 M	12 000

SCHRIFTENSCHAU

Marx-Engels und der kapitalistische Staat. Herausgegeben von Paul Kampffmayer. Heft 11 der im Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin, herausgegebenen sozialdemokratischen Lehr- und Lesebücher. Das von gewisser Seite gefälschtes verfälschtes Bild von dem Verhältnis des Staatstheoretikers zum Politiker in Marx und Engels wird durch ein bisher nicht gekanntes Marx-Manuskript und durch andere Texte aus dem Schrifttum von Marx und Engels berichtigt. Preis 30 Pf. Verlag: J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.

Grundbegriffe der Politik. Von Friedrich Stampfer. Das Buch war seit Jahren vergriffen und ist nun in neuer, besserer Auflage erschienen. Die „Grundbegriffe der Politik“ können von jedem praktischen Politiker mit Erfolg gelesen werden, und für Bildungskurse und Arbeitsgemeinschaften stellen sie ein unentbehrliches Handbuch dar. Das Buch liefert der ringenden Jugend Waffen. Preis kartoniert 3,40, gebunden 4,50 M. Verlag: J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.

Schwarz und weiß. Von A. Londres. Der Verfasser zeigt uns in seinem Buch Bilder von der französischen Kolonialwirtschaft. Unbeirrbar gibt er Tatsachenberichte und schildert die Greuel der Unterdrückung. Er glaubt dabei, daß dieses un-menschliche Kolonialsystem durch eine Reform beseitigt werden kann. Das Buch ist erschienen im Agis-Verlag, Berlin-Wien. Preis kart. 3, in Leinen geb. 4 M.



Rein deutsches Erzeugnis **BIOX-ULTRA-ZAHNPASTA** ist die richtige, denn BIOX-ULTRA ist die Zahnpasta der Zukunft, die macht die Zähne blendend weiß und bewahrt Mundgeruch.

Getriebe in Bergbauzeit getriebe bergbauzeit
Knoblauchsaft
besitzt eine...
Serbia-Sträucherparadies
Schilppenburg KS 304 (Gaden)

Alle **Metallarbeiter** die sich auf technischem Gebiete weiter fortbilden wollen, lesen die **ENERGIE**

Wilhelm Pahr Bernischeldang jetzt Berlin, Braunenstr. 78

Metallarbeiter Schleifsteine, Maßstäbe usw. an billigsten von Gerhard Bergschütz, Köln-Hörsberg, Feldner Str. 81 Wieder verkäufer gesucht.

Großer Preisabbau! Billige Böhmisches Bettfedern!
1 Pfund graue, gute, geschlossene Bettfedern 70 Pfg., bessere Qualität 90 Pfg., halbweiße, flaumige 1 M 20; weiße, flaumige, geschlossene Halbhaun-Herrschaftsfedern 3 M, 4 M, 5 M. Ruppel-feder, geschlossene, flaumig, mit Flaum gemengt, halbweiß 1 M 85, weiß 2 M 25, allerfeinster Flaumrumpf 8 M 25, 4 M 25. Muster und Preisliste kostenlos. Versand jeder Menge zollfrei gegen Nachnahme. Von 10 Pfund an franko. Nichtpassendes wird ungetauscht oder Geld zurück. S. BENISCH in PRAG XII., AMERIKA ULICE NR. 869, BÖHMEN.

Josef Witt, Weiden 84 Oberpfalz.
Gibt wie folgt ab:
Ueber 2000 Arbeiter und Angestellte.
1 **Weißes Hemdentuch** schwere, gute, sehr haltbare Serie, für starke Wäschestücke, 80 cm breit, per Meter **-.28**
2 **Vorhangstoff** sog. Gardines, mit echt indonesischen Streifenmuster 70 cm breit, per Meter **-.19**
3 **Hemdenflanell** etwas leichte Gebrauchsware, indonesienfrei gewebt 70 cm breit, per Meter **-.23**
4 **Hemdenflanell** fest unzerbrechbar, häufige indonesienfreie Qualität, 74 cm breit, per Meter **-.39**
5 **Stuhlluch** auch Haustuch genannt, weiß, sehr dicht geschlossene, starke Qualität, für bessere, strapazierb. Bettfücher, 150 cm br., p. Mr. **1.15**
6 **Handtücher** strapazierbare, haltbare Qualität, weil nicht vollkommen gleichmäßig. Verkauf nach Gewicht per Pfund **1.25**
7 **Strickwolle** garantiert reine Wolle, solide, strapazierbare Qualität, lieferbar in schwarz per Pfund **1.95**
Diese Preise haben nur solange Gültigkeit, bis ein neues Inserat mit anderen Preisen erscheint.